Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfzehnter Jahrgang

Nr. 18 Marburg i. H., den 2. Mai 1901

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungsliste 1534 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest? — Vom Katholizismus zum Protestantismus. Briefe an einen katholischen Geistlichen. Erste Reihe — Der Spiritismus. 6. Schlußbemerkungen — Neuere Litteratur über die Kirchbaufrage (Volkert, Ziegeler, Gurlitt, Bürkner) — Weiteres zur Frage nach dem Grabe Christi — Ein Brief Friedrich Nietzsches — Ein moderner Dichter (Cäsar Flaischlen) — Verschiedenes: Eine christliche Anthologie (Julius Hammer); Grundriß der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland (Bergner); Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen (Kaulen); Der Kampf um die Kongregationen in der französischen Deputiertenkammer (Hörth); Das Vergessen? (Cahn und Forest); Hauffs Werke (Flaischlen); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest?

Psalm 8, 5

Im Todesjahr des Königs Usia, 740 v. Chr., wurde Jesaja zum Propheten berufen. Als er einmal im Tempelvorhof stand, in Andacht versunken, da fiel der zündende Blitzstrahl in seine Seele. Er hatte eine Vision, es schien ihm, als wären die Wände des Heiligtums von durchsichtigem Glas, als könnte er bis ins Innerste hineinsehen, — und da ganz im Hintergrunde — es durchschauerte ihn — da saß ja Gott auf hohem und erhabenem Stuhl. Jesaja wagt nicht aufzublicken, scheu senkt er den Blick zu Boden, er sieht nur die Schleppen von Jahves Gewand, die in mächtigen Wellen die Hallen erfüllen. Und Seraphe umschweben den Herrn und rufen mit so urgewaltiger Stimme, daß die Schwellen beben, und singen ohne Ende: Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll!

Die ganze neue reinere Gottesvorstellung, die die Propheten gebracht haben, ist darin enthalten. Jahves Wesen ist Heiligkeit. Er liebt das Gute und haßt das Böse. Wer ihn recht verehren will, darf sich nicht damit begnügen, Tiere zu schlachten und Opfer darzubringen, sondern „muß auch selber in sich dieses sittliche Wesen kräftig werden lassen“: Lernet Gutes thun, trachtet nach Recht, helft dem Unterdrückten, schaffet dem Waisen Recht, führet der Witwe Sache! — das ist das Eine. Und das Andre: Jahve ist nicht bloß der Gott des Volkes Israel, sondern der Herr der ganzen Welt. Alle Lande sind seiner Ehre voll!

Wie dachte sich Jesaja die Welt? Sicher nicht anders als seine Zeitgenossen: die Erde eine auf dem Ozean schwimmende Scheibe, der sternenbesetzte Himmel darüber als festes Gewölbe ausgespannt.

Wir haben jetzt ein ganz andres Weltbild vor uns. Wir wissen, daß sich über uns und um uns der Weltenraum ins Unendliche dehnt und daß es außer dem Sonnensystem, zu dem unser Planet gehört, noch unzählige andre giebt, sodaß sich unsre Erde im Universum verliert wie ein Sandkörnchen in der Wüste, wie ein Tropfen im Meer. Am 22. und 23. Februar dieses Jahres ist ein neuer Stern im Sternbild des Perseus entdeckt worden. Ein von dort in einem bestimmten Augenblick ausgehender Lichtstrahl ist 2000 Jahre unterwegs, bis er zu unsrer Erde gelangt. Und doch legt das Licht in einer Sekunde 300000 Kilometer zurück. Und diese ganze unermeßliche Welt mit ihrer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit an Formen und Gebilden, ihrem unaussagbaren Reichtum an Leben und Bewegung, mit ihren treibenden Kräften und lastenden Massen — Gott hat sie geschaffen und durchwaltet sie von Ewigkeit zu Ewigkeit. So hat es denn für uns jetzt noch eine ganz andre Wucht: Alle Lande sind seiner Ehre voll!

Und zu diesem Gott können wir arme ohnmächtige Menschen in Beziehung treten, jeder Einzelne darf ihm vertrauen und ihm seine Not klagen. Da steht einer auf und sagt: „Das ist eben so lächerlich, das ist diese ungeheuerliche Verblendung und Ueberhebung, daß ihr euch einbildet, der unendliche Gott bekümmere sich um jeden einzelnen Menschen!“ — Was erwidern wir darauf? Wir können uns nur auf unsre Erfahrung berufen: Wenn wir die Hand zum Himmel strecken, fühlen wir sie ergriffen von einer andern starken Hand von oben her. Wenn wir beten, werden wir erhört, nicht immer gerade so, wie wir es uns ausgedacht hatten, sondern oft in einer andern, sinnreicheren und segensvolleren Weise, aber ungehört verhallt auch nicht der leiseste und schüchternste Seufzer.

Aber das ist schon richtig: es ist das größte Wunder, daß der Gott, vor dem tausend Jahre sind wie der gestern vergangene Tag, wie eine Nachtwache, der Sonne, Mond und Sterne bereitet hat, unser gedenkt. Darum sollen wir denn auch in dem Zugang, den wir zu Gott haben durch Jesum Christum unsern Herrn (Röm. 5, 2), unser höchstes Gut und unsre einzige Ehre sehen und unsre ganze Lebenskraft darein setzen, mit Gott immer mehr zusammenzuwachsen,

Daß uns auch kein Todesbann
Ewig von ihm trennen kann.

Otto Clemen

Vom Katholizismus zum Protestantismus

Briefe an einen katholischen Geistlichen*)

Des Geistes Waffe ist ein freies Wort,
Des Geistes Schild ein ruhiges Gewissen.

1

Mein hochverehrter Freund! So darf ich Sie wohl noch nennen, obschon uns eine Schwelle trennt, die in dieser Welt unüberschreitbar scheint, über der wir uns aber dereinst, wenn wir am Ziele sind — so ist wenigstens meine feste Ueberzeugung — lächelnd die Hand reichen werden. Sie schreiben mir, daß Sie als Berater meiner Jugend und alter Freund meines elterlichen Hauses nicht umhin könnten, Ihr tiefes Bedauern darüber auszusprechen, daß ich den Glauben meiner Kindheit verlassen, der Stätte Lebewohl gesagt hätte, wo meine Eltern und Voreltern im Glauben geruht, wo sie und alle meine Verwandten und Freunde im Leben und Sterben ihren Halt, ihren Trost und ihre Hoffnung gefunden hätten. Sie fragen mich, ob ich bei dem Schritt, den ich thue, auch bedacht

*) Es handelt sich hier nicht um ein Phantasieprodukt konfessioneller Polemik, sondern um einen individuellen Entwickelungsgang, für den wir auf das Interesse unserer Leser rechnen. Fürs Erste kommen neun Briefe zum Abdruck. D H

hätte, wie unendlich schmerzlich durch ihn mein teurer Vater, wenn er es erlebt hätte, betroffen worden wäre, welchen Riß ich in alle Beziehungen mit meiner Familie, meinen Freunden und Bekannten brächte, wie schwach und unsicher vor allem menschliches Erkennen gegenüber diesen höchsten Fragen sei und wie unendlich die Verantwortung, die ich als Einzelner gegenüber der Autorität der Millionen meiner Glaubensgenossen, der Jahrhunderte und Jahrtausende, in denen die katholische Kirche alle Angriffe der Mächtigsten und Klügsten siegreich überstanden habe, übernähme. Wie, fragen Sie, wenn ich mich irrte? Wenn ich das kostbarste Kleinod, das der Wille des Allerhöchsten in meine Hand gelegt hat, von mir würfe? Wenn ich von dem sicheren Schiffe des Heils und der Gnade, in das ein gütiges Geschick mich geborgen, mich auf dem zerbrechlichen und schwachen Kahn menschlichen Wissens und Wollens hinauswagte in das wilde Meer des Irrens und Zweifels! Sie rufen in beredten Worten in mir wach die ganze gewaltige Bedeutung, den furchtbaren Ernst der Ewigkeit, und Sie lassen in mir wiedertönen alle jene lieblichen, rührenden und ergreifenden Erinnerungen, die den ernsten Menschen mit dem Glauben seiner Jugend verknüpfen, jener Zeit, in der er, wie ein Kind an der Mutter Brust, seelisch und unbekümmert im Schoße des ererbten Glaubens ruhte. — Ich habe Ihren Brief mit all der Ehrfurcht gelesen, die ich Ihnen als altem Freund meiner Familie und Ihrem Standpunkt als katholischer Priester schulde, und dennoch glaube ich, Sie thun mir Unrecht, ja ich glaube sogar, wenn ich in der Lage wäre, Ihnen ein ganz klares Bild meiner geistigen Entwicklung und meines jetzigen seelischen Zustandes zu geben, so würden Sie über den Schritt, der mich aus der katholischen Kirche führte, anders denken wie jetzt; ich gehe noch weiter, Sie würden ihn billigen. Allerdings müßten Sie mir dann gestatten, auch ganz offen und ehrlich Ihnen mit möglichster Treue mein Inneres zu enthüllen. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, daß mir dabei jeder, auch nur der geringste Angriff auf Ihren religiösen Standpunkt völlig fern liegt, aber ich würde Ihnen kein objektives Bild meines Denkens geben können, wenn ich es Ihnen nicht klar und rückhaltlos bloßlegen kann. Wenn auf irgend einem Gebiete, so gilt auf religiösem Gebiete der Satz, daß der Weg zur Wahrheit die Wahrhaftigkeit ist.

2

Wie Sie wissen, entstamme ich einer streng katholischen Familie, Umgebung und Erziehung. Nie hat irgend ein Andersgläubiger einen erheblichen Einfluß auf mein religiöses Denken ausgeübt, niemals ist von außen ein Angriff auf meine religiöse Ueberzeugung erfolgt. Demgemäß war ich überzeugter und gewissenhafter Katholik bis in mein Jünglingsalter. Ein kleines Ereignis war es, das meinem religiösen Denken einen Anstoß in eine andre Richtung gab. Ich las irgendwo, daß in Arabiens Wüste auch heute noch ein Strauch wachse, der Früchte mit brodähnlichem Geschmack trage, die die Araber zerstampfen und backen und „Man“ oder „Mane“ nennen; ferner daß an den Küsten jener Meere auch jetzt noch Schwärme von Wachteln sich niederlassen, die, vom weiten Flug über das Meer ermattet und unfähig sich zu flüchten, von den Eingeborenen oft in Mengen gefangen würden. Sie wissen, daß im Alten Testament beide Vorfälle unzweifelhaft als wunderbare Ergebnisse*) dargestellt und gelehrt werden. Es war mir von nun an unmöglich zu glauben, daß hier ein Wunder vorliege. Unbezweifelbar und unerschütterlich war mir die Erkenntnis, daß es sich hier um natürliche Vorgänge handelte, die die Juden, entfernt von der Gegend, die sie ihnen einstmals vorübergehend gezeigt hatte, mit dem Scheine des Wunderbaren, dem Gewande der Sagen umwoben, wie dies alle Völker ohne Ausnahme mit ihrer frühesten Geschichte gethan haben. Ich war nun aber gewohnt und gelehrt worden, von Jugend an Alles in der Schrift, Wort für Wort für unerschütterliche Autorität zu halten, jeden Zweifel auch nur an einem Buchstaben zu verwerfen. Jetzt fühlte ich auf einmal den Boden

*) So hat der Briefschreiber geschrieben. D H

unter mir wanken, ich sah, ich konnte nur mehr ein Bild, eine Sage, ein Märchen sehen, wo ich göttliche Wahrheit zu sehen gelehrt worden war. Dieser Gedanke, dem ich mich nicht mehr entziehen konnte, beunruhigte mich auf das Höchste, und es mag dies oder auch eine in mir befindliche Anlage die Ursache gewesen sein, daß ich mich mit religiösen Dingen mehr wie Andre, fast unausgesetzt, soweit es meine Zeit gestattete, beschäftigte. Es würde zu weit führen, wollte ich Ihnen diesen meinen geistigen Entwicklungsgang im Einzelnen näher beschreiben. Ich kann dies nur in großen Zügen thun.

Was mich eigentlich und unüberbrückbar von der katholischen Kirche entfremdete, war die Unmöglichkeit an das Dogma des ewigen Leides zu glauben. Meine ganze Seele, mein tiefstes Empfinden sträubte sich gegen diesen furchtbaren Glauben. Je mehr ich mich in den Gedanken der Ewigkeit vertiefte, um so unhaltbarer, um so unvereinbarer mit einem reinen, klaren Gottesbegriff erschien mir jene Glaubensvorstellung. Mich erhob meine Zeit aus den Banden dieses finstern Glaubens in die lichten Höhen eines reinen, verklärten Gottesglaubens, eines Glaubens an das Vollkommene, an das Vollkommene nicht in dieser Welt des Scheins, aber an das Vollkommene in der Welt des wahrhaften Seins, der Ewigkeit. Der unerschütterliche Glaube ist mir erstanden, daß, wenn es eine Allmacht giebt, die Liebe nicht von der Gerechtigkeit abhängig ist, sondern die Gerechtigkeit von der Liebe.

3

Sie wissen, mein hochverehrter Freund, daß der katholische Glaube einem Gewölbe gleicht, in dem Alles geschlossen und fest bleiben muß. Das Ganze trägt wohl das Einzelne, selbst wenn das Einzelne gelockert und erschüttert ist. Löst sich aber einmal ein einzelner Teil, ein einzelner Baustein endgiltig aus dem geschlossenen Gewölbe der Autorität, so stürzt — wenigstens logischer Weise — das ganze Gewölbe zusammen. In diesem Zustande befand ich mich. Mir war durchaus bewußt, daß ich, sowohl was die geschichtliche Ueberlieferung als was die dogmatische Auffassung angeht, in einem unheilbaren Gegensatz zur allgemeinen feststehenden katholischen Lehre stand. Was blieb mir von da an übrig, als meinen Weg zur Wahrheit und zu Gott selbständig zu suchen? Und das habe ich, Gott sei mein Zeuge, mit der ganzen Kraft meiner Seele, mit allen Mitteln der mir vom Höchsten verliehenen Erkenntniskräften gethan. Gegenüber dem Entweder-Oder der Strenggläubigkeit, gegenüber dem **Nulla salus, nisi in ecclesia***) habe ich immer an dem Glauben festgehalten, daß die ewige Weisheit, sowie sie jedem, selbst dem niedrigsten Geschöpfe dieser Welt, die Mittel gegeben hat, seine ihm gegebenen Zwecke zu erfüllen, so auch dem Menschen, dem sie ein ewiges Ziel gesetzt hat, mit denjenigen Kräften ausgestattet haben müsse, die ihm ermöglichen, sein Ziel zu erkennen und es zu erreichen. — Der Glaube bleibt ja immer Offenbarung. Es ist selbstverständlich, daß Erkenntnisse, die ihrem Wesen nach über den Verstand hinausgehen, nicht aus dem Verstande als ihrer Quelle entspringen können. Der Verstand vermittelt zwar alles menschliche Erkennen, wer kann daran zweifeln? Das ist aber gerade die Frage: Haben wir außer der Verstandeserkenntnis noch eine andre höhere Erkenntnis, die uns unmittelbar, wenn auch durch den Verstand vermittelt, zukommt, und auf welche Weise, auf welchem Wege wird uns diese höhere Erkenntnis, diese Offenbarung zu teil? Muß die Offenbarung auch auf übernatürlichem Wege zu uns gelangen oder können wir nicht auch auf natürlichem Wege der Wahrheiten teilhaftig werden, die dem Menschen zur Erreichung seines ewigen Zieles nötig sind? Wenn es wahr ist, wie das ja jeder Glaubende annimmt, daß wir unserm wahren und eigentlichen Sein nach einer andern, höheren, ewigen Welt angehören, die wir die geistige nennen, so spricht doch Alles dafür, daß wir diese Welt auch seelisch empfinden, daß wir durch unmittelbare seelische Empfindung Kenntnis von dieser Welt erlangen. Die zweifellose Bestätigung hierfür bietet uns das Gewissen. Das

*) Kein Heil als in der Kirche allein.

Gewissen ist Nichts als eine natürliche Offenbarung der höheren vollkommenen Welt auf dem Gebiete des Guten, und die Empfindung und Verkörperung des Schönen in der Welt ist gleichfalls weiter Nichts als eine natürliche Offenbarung einer andern Seite der geistigen, vollkommenen Welt. Warum soll es nun keine Offenbarung des Wahren auf natürlichem Wege geben? Ist das Wahre denn nicht die Quelle des Schönen und Guten, ihre eigentliche Wurzel? Muß das Wahre denn notwendigerweise wie ein Gral vom Himmel zur Erde von Engeln getragen werden, oder ist es nicht auch denkbar, daß sich die Erkenntnis der großen Wahrheiten langsam aus dem Wesen des Menschen heraus im Kampfe mit den mächtigen Eindrücken der Sinnenwelt wie ein von Gott in die menschliche Natur gelegtes Samenkorn immer mehr und mehr entfaltet hat, bis es zu einem mächtigen Baum höchster Erkenntnis wurde, unter dessen Dache alle Völker der Erde ruhen können? Was entspricht mehr der Idee des Menschentums und dem Ideale der Menschheit, wenn einem Teil der Menschheit ohne ihr Verdienst und Zuthun, wenn bestimmten Zeiten und Völkern durch Zufall die Wahrheit in den Schoß fällt, oder wenn der Mensch und die Menschheit berufen ist, das höchste Gut, die Wahrheit, aus den Tiefen des eigenen Wesens herauszuholen, wie der Bergmann das Gold aus den Tiefen der Erde hebt? Sehen wir nicht einzelne Völker, einzelne Menschen Großes, Größtes auf dem Gebiete des Guten, des Schönen erringen? Warum soll es denn undenkbar sein, daß ein einzelnes Volk des Altertums, das seine ganze gewaltige Volkskraft auf ein einziges, das religiöse Gebiet konzentrierte, in der Erforschung des Wahren Außerordentliches leistete?

Es würde, mein verehrter Freund, zu weit führen, wollte ich Ihnen die Gründe auseinandersetzen, die meines Erachtens gerade das israelitische Volk vor allen als das auserwählte Volk für die Pflege der Religion in natürlicher Weise bestimmten. Es giebt dafür in der That eine ganze Reihe schwerwiegender Gründe, die es weder als eine Thorheit noch als eine Verstocktheit erscheinen lassen, wenn Jemand zu der Ueberzeugung kommt, daß sich dieses weltbewegende, in seiner Wirkung unermeßliche Ereignis, wie es sich in der Person Christi verkörpert hat, aus natürlichen Ursachen entfaltet und innerhalb natürlicher Schranken bewegt hat. Es ist eine geschichtlich feststehende Thatsache, daß sich in einzelnen Persönlichkeiten und selbst in einer Persönlichkeit zuweilen die ganze Lebensleistung eines Volkes in ihrer vollsten Stärke und Reinheit wie in einem Brennpunkt vereinigt, daß aus dem Jahrhunderte lang durch die Besten und Tüchtigsten eines Volkes bearbeiteten und vorbereiteten Volksboden unter besonders günstigen äußeren und inneren Umständen die herrlichste Blüte des Wollens und Könnens eines ganzen Volkes emporwächst. Wenn man allerdings das Christentum losgelöst von seinem geschichtlichen Boden als Erscheinung für sich betrachtet, so erscheint es uns besonders auf dem düstern Hintergrunde des absterbenden Heidentums als etwas so Herrliches, Großartiges und Erhabenes, daß wir es nur durch das Wunder erklären können. Aber wer aus der Geschichte Wahrheit schöpfen will, muß das Ganze im Auge behalten, das Einzelne durch das Ganze, die Wirkung durch ihre Ursachen, die Gegenwart durch die Vergangenheit erklären. Die Geschichte des israelitischen Volkes und die Geschichte des Christentums, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist wohl das Interessanteste, was es in der Weltgeschichte giebt; aber es läßt sich weder aus den großen Thatsachen dieser Geschichte, noch aus der Geschichte der Menschheit oder dem Wesen des Menschen als solchem zwingend folgern, daß der gewissenhaft denkende und forschende Mensch Wunder darin sehen müsse. Man kann in allem diesem gegenüber der strenggläubigen Auffassung auch eine natürliche Entwickelung sehen, wenn man eben nicht vergißt, daß das eigentliche Sein des Menschen in einer andern, höhern Welt beruht, die ihm wohl verschleiert aber nicht verschlossen ist.

Und was ist es denn so Bedauerliches, Böses und Verwerfliches, wenn man sich von einem Teile der Weltgeschichte ein andres Bild macht als wie es Andre haben? Als Niebuhr seine Geschichte der römischen Könige geschrieben hatte, veränderte sich die Ansicht der gebildeten Welt über diesen Teil der Weltgeschichte vollständig. Genau dasselbe hat sich in mir gegenüber der mir durch die Erziehung gegebenen geschichtlichen Anschauung des Christentums vollzogen. Geistig sind diese beiden Vorgänge vollständig wesensähnlich, beides sind Verstandes-Thatsachen, die mit dem Willen, mit der Moral Nichts zu thun haben. Die Wissenschaft muß frei sein, d. h. unser Erkennen muß auf einem Gebiete, das der Wissenschaft so zweifellos unterstellt ist wie die Geschichte, einzig und allein vom Gegenstande abhängig sein. Das Subjektive darf hierbei nicht die geringste Rolle spielen. Dem vollendeten Erkennen ist innerhalb des menschlichen Denkens der Wille durchaus unterworfen und zwar mit Naturnotwendigkeit. Es heißt also gegen das erste Gesetz des Denkens und die von Gott dem menschlichen Denken gegebene Ordnung verstoßen, wenn man dem Subjektiven gestattet, ja sogar den menschlichen Willen verpflichten will und mit der ganzen Macht, die der Gedanke der Ewigkeit gewährt, auch verpflichtet, das Denken auf seinem eigenen Gebiet zu fesseln, wenn man ihm die Freiheit nimmt, die ihm hier seinem Wesen nach zustehen muß.

Der Spiritismus

6. Schlußbemerkungen*)

Man mag über dies und das im Spiritismus lächeln und seine Scherze machen; aber auf das Ganze gesehen ist es eine sehr ernste Sache, wenn wir von vielen hundert spiritistischen Vereinen und Zeitschriften und manchen Millionen Anhängern hören. Zu einem abschließenden Urteil gelangen wir, wenn wir den Spiritismus messen an den uns feststehenden Lebensgütern und uns fragen, ob er sie fördert oder schädigt. Zu diesen Lebensgütern rechnen wir Alles, was zu unserer seelischen und geistigen Kultur gehört: in erster Linie unsere christliche Religion, die uns Zielpunkt, Halt und Umblick in der Welt schenkt; die Sittlichkeit als das, worin die Meisten einig sind, wenn auch weniger in der Beurteilung einzelner Gesinnungen und Handlungen, als in der Achtung vor dem Wert und in allgemeinen Grundlinien; wir rechnen dazu die Philosophie als den Versuch, zu einer Gesammtanschauung über Welt und Leben zu kommen, und die Wissenschaft, die sich bemüht, die Dinge der materiellen und der geistigen Welt möglichst genau zu erkennen mit ihren Ursachen und Wirkungen.

Vielleicht gelangen wir am besten zu einem Urteil über den Spiritismus, wenn wir der Reihe nach darnach fragen, was wir von unserem gegenwärtigen Standpunkt auf all diesen Gebieten über den Spiritismus denken müssen, und welche Förderung oder welche Schädigung wir etwa von ihm für sie erwarten können.

Mit der Religion hat der Spiritismus, wie gezeigt, Nichts zu thun, so wenig wie irgend eine Entdeckung oder eine Theorie auf dem Gebiet der Naturwissenschaften. In Konkurrenz geraten beide nur, wenn sich die Religion nicht damit begnügt, das Leben ihrer Anhänger zu erheben und zu vollenden, sondern wenn sie über alle möglichen Dinge spekulieren und wissen will; und wenn es der Spiritismus darauf absieht, der Religion an ihren bedrohten Punkten Stützen unterzuschieben. Hochinteressant ist es nun, zu prüfen, welche Stützen das sind. Es ist die Vorsehung, es ist das Dasein „Gottes", es ist die Unsterblichkeit. Diese Dinge glaubt der Spiritismus als Wahrheiten mit seinen Methoden bewiesen zu haben. Das sind aber alles Lehren, die man von jeher ausgegeben hat als Bestandteile einer natürlichen Religion, als Vernunftwahrheiten, die dem Menschen angeboren seien. Von einer sogenannten natürlichen Religion wissen wir aber heute Nichts mehr. Wir glauben beweisen zu können, daß das, was man so nannte, nur der Niederschlag einer geschichtlichen Religion ist. Der Glaube an diese natürliche Religion spukt aber noch weit und breit in den Köpfen der Freunde und der Gegner des Christentums. Daher kommt es wohl, daß der Spiritismus glaubt, die Religion bewiesen und gerettet zu haben, wenn er diese Stücke bewiesen hat. So schaut uns

*) Vgl. Nr. 7. 9. 11. 12. 15. 16. D H

aus dem Spiegelbild der spiritistischen Gedankenwelt verzerrt und entstellt, aber doch noch kenntlich die natürliche Religion und die Verkündigung entgegen, die sie zu ihrem Gegenstand machte.

Daneben ist es noch das Uebernatürliche im gewöhnlichen Sinne, was als Kern des Christentums gewertet und darum Gegenstand der Rettung wird: Wunder, Erscheinungen und dergleichen. Da haben wir die Religion, wie sie den Köpfen eingepredigt worden ist, ein Gemisch von natürlichen und übernatürlichen Lehren mit etwas Trost und Besserung garniert. Das ist aber kein Christentum. Und wenn wir die Augen aufmachen, dann sehen wir an diesen modernen Freunden, was wir mit unserer herkömmlichen Verkündigung erreicht haben. Es ist uns nicht gelungen, das Christentum als eine einheitliche Fülle lebendiger persönlicher Kräfte eines seligen Lebens in dem Ewigen verständlich zu machen, welche Gedanken und Lehren nur als Begleiterscheinungen mit sich führen. Das ist ein Vorteil, den wir vom Spiritismus haben, daß er uns die Wirkung unserer Verkündigung zeigt. Sonst erscheint er uns als Irrtum, Verführung und Betrug, als die gegenwärtige Form der altvettelischen Fabeln, die der Neugier Maul und Magen füllen, aber Herz und Gewissen leer lassen.

Dieses harte Urteil wird bestätigt, wenn wir die Beziehung des Spiritismus zur Sittlichkeit ins Auge fassen. Wir wollen uns zuerst freilich daran erinnern, wie viel Unrecht unserem Christentum immer damit geschieht, daß man es selber mit vielen anmaßenden unter seinen Vertretern verurteilt und wegwirft. Diesen schlechten Brüdern stehen aber doch viele gegenüber, die durch den christlichen Geist unzweifelhaft gehoben und neue Menschen geworden sind. Vor allem ist doch der ganze Geist des Christentums auf die Umwandlung der Menschen gerichtet, und für diese Aufgabe steht eine Fülle von Anregungen, Vorbildern und Kräften zur Verfügung. Der Spiritismus hingegen hat in sich keine Kräfte der Besserung, und was er davon in sich hat, das hat er gestohlen. Dafür hat er, wo er bisher auftrat, nichts Gutes und viel Böses angerichtet. Er macht die Menschen krank an Leib und Geist, er macht zudringlich und frech im angeblichen Verkehr mit all den hohen und weisen Geistern der Vergangenheit, er verführt zur Unwahrhaftigkeit und zum Betrug im Interesse der Parteilehre, er wartet mit angeblich von den Geistern gestohlenen Blumen und Apfelsinen auf, ohne sich darüber Gedanken zu machen, wie Riemer richtig bemerkt; kurz und gut, er übt alle Sünden einer Partei aus, die in einseitiger Verbohrtheit ihre angeblich befreiende und beglückende Wahrheit mit der dem Fanatismus eigenen Verachtung der gewöhnlichen Sittlichkeit durchsetzen will.

Und der Geist des Spiritismus ist frei von jeder sittlichen Tendenz und Art. Zwar taucht öfter in einem Vertreter der Lehre der Wunsch auf, durch Erweisung der Unsterblichkeit auch einen sittlichen Eindruck zu machen. Und das mag ja auch gelingen. Man denke sich in die Seele eines so bearbeiteten Menschen hinein. Wenn ihm das Jenseits spiritistisch durch allerlei Erscheinungen nachgewiesen ist, dann tauchen sofort mit ganz durchsichtiger Gedankenverknüpfung all die Gefühle in seinem Innern auf, die sich in seiner christlichen oder überhaupt religiösen Unterweisung und Umgebung an den Begriff des Jenseits geheftet haben: Gericht, Hölle, Himmel. Das mag gewiß imstande sein, die Massen sittlich zu bestimmen, aber es ist nur diese unvermeidliche Verbindung mit christlichen Gedanken, die eine solche Wirkung ermöglicht. Im Spiritismus liegt Nichts davon, weil seine Erscheinungen einen sittlich ganz neutralen Charakter haben. Und darum sage ich, diese Wirkung ist nicht sein, sondern sie ist gestohlen; und sie wird, wo sie eintritt, durch ein verhängnisvolles Konto von Schaden und Trug wettgemacht.

Der Versuch des Spiritismus, sich mit dem Christentum zu verschmelzen, steht nicht allein. Ebenso versucht er sich mit der Theosophie, der neubuddhistischen Richtung zu befreunden, die sich noch die Aufmerksamkeit unserer Theologen und Kirchenleute erzwingen wird; findet sie doch immer weitere Verbreitung in den Kreisen unter den Gebildeten aller Stände, die des Materialismus überdrüssig und nicht imstande, wieder mit dem angeblich dogmatisch versteiften Christentum und dem unausstehlichen Kirchentum anzuknüpfen, nach einer ethisch und religiös befriedigenden Lebensauffassung verlangen. In dieser Theosophie ahnt der Spiritismus das, was ihm fehlt: ethische Kräfte und eine geistige Welt, in der die Seele Befriedigung sucht. Darum schließt er sich mit der Theosophie wie mit dem Christentum zusammen. Diese Parasitenart erklärt sich aus dem fragmentarischen Charakter des Spiritismus. Er hat nur einen ganz kleinen Ausschnitt aus dem Gesamtdasein sich zum Gegenstand seiner Bearbeitung und Verkündigung genommen, eben die angeblich wirkliche Existenz der Seele nach dem Tode. Diese ist aber ganz inhaltslos, hat kein Gut und keinen Wert, um dessen willen es sich lohnte zu leben und zu sterben. Der Spiritismus kennt keinen Zweck, geschweige denn einen höheren Zweck des Lebens. Darum läßt sich auf ihn keine Religion und keine Sittlichkeit bauen, wie auch nüchterne und gebildete Anhänger einsehen und zugestehen. Er wird immer dazu verurteilt sein, anderen Ansichten vom Leben, die ein Gut, einen Zweck und ein Ende kennen, sich als Vergewisserung über jenseits des irdischen Lebens liegende Möglichkeiten zur Verfügung zu stellen.

Also eine Lebensrichtung kann er für sich allein genommen nicht sein. Stellt er aber nicht eine erwünschte Bereicherung unserer Welt und Lebenserkenntnis, also einen nicht zu übersehenden Beitrag zur Philosophie unserer Zeit dar? Darauf ist ja schwer eine allgemeine Antwort zu geben, weil Jeder unter Philosophie etwas Anderes versteht. Es läßt sich denken, daß Manche die angeblichen Entdeckungen des Spiritismus freudig begrüßen, weil sie davon eine Bereicherung ihres Weltbildes erwarten. Die Erweiterung des bewußten Lebens über die Grenze des Todes hinaus, die sichere Kenntnis einer anderen Weltsphäre könnte als eine philosophisch sehr wertvolle Errungenschaft gelten. Aber doch nur wieder als ein Teil des Gesamtdaseins, das bei der Aufstellung eines Weltbildes nicht zu übersehen wäre; nicht als Philosophie und Weltanschauung für sich. Denn so sehr die verschiedenen Philosophien inhaltlich verschieden sein mögen, ein Doppeltes ist ihnen allen gemeinsam: sie wollen Auskunft geben über das Woher und über das Wohin der Welt. Sie enthalten also eine Weltauffassung und eine Lebensbeurteilung samt Lebensregel. Das giebt aber der Spiritismus nicht her. Er giebt höchstens Thatsachen, die bisher unbekannt waren; während die Philosophie Deutungen giebt. Um es einmal derb zu sagen: was sich zeigen und durch Anschauungen beweisen ließ, hat bisher noch nicht als Philosophie gegolten. Sie wird auch von den Materialisationen der Geister und den Offenbarungen der im Trancezustand Befindlichen nicht allzuviel zu erwarten haben. Was die gelehrten Leute angeht, die auf die Materialisationen ihr Vertrauen setzen und daher Aufschluß über die Welt erwarten, so wird auf sie ein jüngst viel zitiertes Wort über die philosophische Bildung in unserer Gegenwart gerechte Anwendung finden.

Der einzige Zweig unseres Kulturlebens, der einen Gewinn von dem Spiritismus haben kann, dürfte die Wissenschaft sein. Der Spiritismus kommt hier nicht in Frage als Glaube an das Dasein von Geistern Verstorbener, die hinter gewissen Erscheinungen stehen; sondern nur als Zusammenfassung dieser Erscheinungen selbst, also als Okkultismus, worunter man die Lehre von verborgenen Kräften und Fähigkeiten zu verstehen pflegt, auf die bisher sich die Aufmerksamkeit der Forscher nur wenig gerichtet hat. Der Spiritismus hat es selber Schuld, wenn er durch seine Deutung dieser Erscheinungen als der Wirkungen verstorbener Geister die Forscher diesem Gebiete ironisch den Rücken kehren läßt. Allein dieser Bann wird immer mehr weichen, wie er schon gebrochen ist. Man wird diese Dinge immer mehr zu behandeln anfangen in der Weise der Wissenschaft, das heißt als einen Gegenstand der Untersuchung und des Nachdenkens ohne Rücksicht auf Endergebnisse und Verwertung für Gesamtanschauungen. Die Wissenschaft will wissen, was ist und wie die Dinge sind und zusammenhängen. Die Deutung und Umarbeitung zu Welt und Lebensauffassungen ist Privatsache. Da wird denn die Seelenkunde noch manchen wichtigen Fund auf dem Gebiete des verborgenen Seelenlebens unterhalb des Bewußtseins machen.

Hier wird sich uns noch eine ungeahnte wunderbare Welt aufthun; es wird keine jenseitige Welt sein, wofür sie der Spiritismus irrtümlicherweise ausgiebt, es wird keine Lösung des Welträtsels geben; nur eine Erweiterung des Daseins über die bisher bekannten Grenzen kommt heraus. Jeder kann sich darauf einen Vers machen, wie er will; Jeder kann diese Welt in sein System oder sein Systemchen einfügen und alle möglichen Dinge dadurch bewiesen sehen, wodurch bewiesen wird, daß sie Nichts beweist. Wegweiser auf dieses Gebiet und diese Aufgabe zu sein, das ist das einzige Verdienst, das der Spiritismus hat. Höchstens könnte er noch dazu beitragen, die trotz aller schlimmen Erfahrungen noch nicht in das Allgemeinbewußtsein übergegangene Unterscheidung zwischen der Erkenntnis einer Thatsache und ihrer Deutung, meinetwegen „Erklärung" wieder einmal einzuschärfen.

Das also ist unser Gesamturteil über den Spiritismus:

1. Er hat eine Reihe von Thatsachen bekannt gemacht, deren genaue und vorurteilslose Untersuchung durch die Seelenkunde unsere Kenntnis der Seele und der Welt erweitern wird.

2. Für die Gestaltung unseres Gesamtweltbildes hat er sehr geringen Wert, da er nicht imstande ist, Aufschluß über die höchsten und letzten Fragen zu geben.

3. Die Sittlichkeit zu fördern ist er nicht imstande, in der Praxis pflegt er viel Unheil anzurichten.

4. Die christliche Religion hat keinen Gewinn von ihm; eine jede Verbindung mit der spiritistischen Bewegung verfälscht das Christentum. Niebergall

---

Neuere Litteratur über die Kirchbaufrage

Volkert, Pfarrer in Fürth: Das Kirchengebäude, seine Restaurierung und sein gottesdienstlicher Schmuck. Nebst einem Anhange über die Akustik und die zweckmäßigste Größe der Kirchen von Professor Steindorff in Nürnberg. Zweite vermehrte Auflage. Nürnberg, in Kommission bei Heerdegen und Barbeck 1898. 70 S. 1 Mk.

Dr. Ernst Ziegeler: Einführung in die christliche Kirchenbaukunst. Mit 70 Abbildungen. Gütersloh, Bertelsmann 1900. VI und 74 S. 1,50 Mk.

Dr. Cornelius Gurlitt, Architekt, Professor an der Königlichen technischen Hochschule in Dresden: Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts, ihre Ziele und ihre Thaten. 701 S. mit 40 Vollbildern. Berlin, Bondi. 10 Mk.

Bürkner, Superintendent in Ostheim vor der Röhn: Grundriß des evangelischen Kirchenbaues. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1899. VII und 270 S. mit 46 Abbildungen. 5 Mk.

Diese vier Schriften geben ein Bild von den neuesten Bestrebungen, die rechte Form für den evangelischen Kirchenbau zu finden. Volkerts Schrift ist herausgegeben „von dem Verein für christliche Kunst in der evangelischen Kirche Bayerns." Sie bezieht sich auf alle kirchlichen Gegenstände, selbst auf Friedhofsanlagen und Grabkreuze. Sie schließt sich ganz an das Eisenacher Regulativ an, will aber lieber, daß Bauformen und Schmuckgegenstände verschiedener Zeiten in derselben Kirche geduldet, als daß künstlerisch wertvolle Bestandteile der Stileinheit geopfert werden. Die gothische Bauform wird bevorzugt, die Renaissance nicht ganz abgelehnt. Technisch, vor allem in Bezug auf Akustik, ist aus der Schrift Viel zu lernen. Sie verdient daher die Beachtung auch derer, die nicht an das Schema der (modifizierten) katholischen Pfarrkirche sich binden können. Die Abbildungen sind gut, gut gewählt und lehrreich.

Ziegeler bietet zunächst eine den Anfänger sehr gut orientierende Uebersicht über die Geschichte des christlichen Kirchenbaus von der Basilika bis zum Barock (S. 1—60). Man lernt da nicht bloß die Bauformen kennen, sondern auch den Schmuck des Inneren und die Geräte. Die Zeichnungen sind vortrefflich und instruktiv; sie werden auch sehr gut erläutert. Der zweite Teil (S. 61—65) handelt, auch geschichtlich, über die wichtigsten Geräte der Kirchen, über den Altar und die Altargeräte, über die Beichtstühle, das Chorgestühl, die Glocken, die Grabdenkmäler, die Kanzel, die Orgel, die Taufgefäße und Weihwasserbecken. Zuletzt werden die „neueren Bestrebungen auf dem Gebiete des protestantischen Kirchenbaus" besprochen. Dieser Abschnitt verdient wegen seiner Unbefangenheit ganz besondere Anerkennung. Der Verfasser verdenkt es einer Gemeinde, namentlich einer reformierten, gar nicht, wenn sie den Chor wegläßt, den Altartisch vor die Kanzel stellt, die Orgel als die Trägerin des Gemeindegesanges und als ein Hauptstück der Kirchenausstattung betrachtet und sie daher hinter dem Altar und der Kanzel aufstellt. Wie vorurteilsfrei der Verfasser ist, das zeigt er dadurch, daß er seine liebenswürdige Schrift mit einer Abbildung und Beschreibung der neuen St. Michaeliskirche in Bremen schließt, die zentral die Gemeinde um Altar, Kanzel und Orgel sammelt, in der unter der Orgelempore ein Konfirmandenzimmer sich findet, und an die sogar links von den drei Haupteingängen ein Gemeindehaus mit geräumigem Saal angebaut ist. Möge diese klare, friedliche Schrift, die das sechste Heft der „Handreichung zur Vertiefung der christlichen Erkenntnis" von Julius Möller und W. Zöllner bildet, recht große Verbreitung finden.

Gurlitt ist als einer unserer bedeutendsten Kunsthistoriker und als ein eifriger Mitbegründer der Geschichte des protestantischen Kirchenbaus bekannt. Sein neuestes Werk trägt einen großen Reichtum von Gelehrsamkeit und von Anschauungen in sich. Manche der bedeutendsten Kunstwerke hat er nicht bloß gesehen, sondern auch in ihrem Entstehen beobachtet. Die Gerechtigkeit des Historikers bethätigt er dadurch, daß er die Kunstwerke nicht an allgemeinen ästhetischen Regeln mißt, sondern sie als Offenbarungen des inneren Lebens der Künstler würdigt. Er eröffnet uns auch einen tiefen Einblick in die Geschichte des Kirchenbaus, namentlich des protestantischen, im neunzehnten Jahrhundert. Als man sich nach den Befreiungskriegen wieder auf die Religion besann, da wußte man so wenig vom Gemeindeleben, daß man mit einer neuen Liturgie anfing, dann einen Dom in Berlin plante und endlich der patriotisch-religiösen Begeisterung durch die Vollendung des Kölner Doms Ausdruck gab, der klugen katholischen Hierarchie also ihre Kathedrale schuf, die der undeutscheste Bischof, Konrad von Hostraden, mit Hilfe eines englischen Judassoldes begründet hatte. Aus dieser Zeit erklären sich Schinkels unsichere Versuche im protestantischen Kirchenbau. Die Romantik war erwacht. Nun ging es an das Restaurieren. Ueber den Vandalismus, der dabei geübt wurde, und den Gurlitt an drastischen Beispielen beschreibt, ergießt er seinen ganzen (gerechten) Zorn. Er zeigt sodann, wie auch auf der katholischen Seite der Widerspruch gegen die Alleinherrschaft der Gothik erwachte. Der Jesuit Kleutgen z. B. meinte, man wolle in der Kirche nicht bloß die Schauer vor der Unendlichkeit Gottes, sondern auch seine trauliche Nähe empfinden. Als echter Protestant geht Gurlitt von dem Gedanken aus, daß unsere Gemeinden im Gottesdienst Gott im Geist und in der Wahrheit, nicht wie die katholischen Priester im Raume festhalten wollen. Das ergebe einen ganz anderen Kirchenbau als den katholischen. Von diesem Gesichtspunkte aus übt er scharfe Kritik an dem in letzter Zeit im Gebiet des Kirchenbaus Gedachten und Geleisteten. Rückhaltslos beurteilt er das Auftreten Bunsens und Ottes, den Sieg Skotts über Semper (Nikolaikirche in Hamburg), das Eisenacher Regulativ von 1861, die Werke gefeierter Meister, namentlich Otzens, die Protestationskirche in Speyer, zuletzt die Erlöserkirche in Jerusalem. Kritiklos entlehne man alte Formen, um vor dem „Kirchlichen" sich zu beugen, d. h. vor der katholischen Ueberlieferung. Die Erlöserkirche in Jerusalem solle für die Stimmung dort, nur ja nicht für die ihrer Erbauer passen. Man solle ihr nicht anmerken, daß sie von deutschen Ketzern errichtet sei. Die Russen bauen, wo sie sind, russische, die Engländer englische Kirchen. Der deutsche Idealismus aber „fährt in seiner Selbstentmannung fort zu beteuern: glaubt um Gottes willen nicht, daß wir nicht wüßten, daß das, was wir bisher vermochten, nichts taugt! Seht wie gut wir Besseres, Frömmeres nachzuahmen verstehen!" Hoffentlich wird dieser gewaltig daherbrausende Sturmwind die Luft gründlich reinigen.

Das außerordentlich lehrreiche Buch von Bürkner müßten mindestens Alle besitzen, denen das größere Werk von Fritsch*)

*) Der Kirchenbau des Protestantismus von der Reformation bis zur Gegenwart. Berlin 1893. Vgl. Christliche Welt 1894, Nr. 1 9 15: Der protestantische Kirchenbau von Weizsäcker. D H

nicht zugänglich ist. Ja auch, die es haben, werden für praktische Fragen bei Bürkner noch reiche Belehrung finden. Seine Schrift zerfällt in zwei Teile, einen historischen (S. 1—179) und einen praktischen (S. 180—270). Bürkner behandelt nur die Geschichte des protestantischen Kirchenbaus, die Annäherung an ihn vor der Reformation (S. 1—27), die Zeit bis zum Ende des Religionskrieges (S. 27—43), die Zeit des Pietismus und der Aufklärung (S. 44—76), vor allem die höchste Blüte des altprotestantischen Kirchenbaus in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, sodann die romantische Periode des neunzehnten Jahrhunderts (S. 76—122), endlich die Kämpfe der Gegenwart (S. 122—167). Auch auf die Geschichte des protestantischen Kirchenbaues außerhalb Deutschlands, in Dänemark, Norwegen, Schweden, Holland, Frankreich, in der Schweiz, in England, in Nordamerika, wirft Bürkner einen Blick (S. 167 bis 179). Da er als Theolog schreibt, so werden auch die, denen das Werk von Fritsch bekannt ist, bei ihm, selbst in dem geschichtlichen Teile seines Buches, doch neue Gesichtspunkte finden. Treffliche Illustrationen erleichtern das Verständnis.

In seinem praktischen Teile erörtert Bürkner zunächst allgemeine Fragen: Gottesdienst und Gotteshaus nach katholischer und evangelischer Auffassung, Predigtgottesdienst und Abendmahlsfeier, die Liturgie als Bauherrin, lutherischen und reformierten Gottesdienst (S. 180—199). Dieser Abschnitt ist beherrscht von dem Gedanken, daß bei uns die Gemeinde den Gottesdienst feiert, also aktiv, in der katholischen Kirche aber passiv ist. Wenn im gemeinsamen Gebet und Gesange wie in der Feier des heiligen Mahles die Gemeinde mit ihrem Herrn sich zusammenschließt und die Predigt nur den Inhalt dieser Feier deutet und bereichert, so ergeben sich daraus liturgische Gesichtspunkte, die auch für die architektonischen Fragen maßgebend sind. Damit ist der prinzipielle Unterschied für den Kirchenbau der beiden Kirchen klar und treffend bezeichnet.

Bürkner erörtert hierauf die auf die allgemeine Anlage einer protestantischen Kirche bezüglichen Fragen (S. 199—219). Die freie Stellung und die Orientierung, von West nach Ost, hält er nicht für notwendig. Er hält kleine Gemeinden von etwa 5000 Mitgliedern und Kirchen mit etwa 1000 Sitzplätzen, wie sie in England und Schottland üblich sind, für das zu erstrebende Ziel. In dem lehrreichen Abschnitt über die Akustik meint er, die Aufstellung des Altars vor der Kanzel, beider in der Achse des Schiffs, sei die zweckmäßigste. Er erörtert hierauf die Vorzüge der verschiedenen Formen des Grundrisses. Nebenräume sollen nicht als Anbauten behandelt werden, weil sonst der täuschende Schein katholischer Kapellen entstehe. Türme würden von dem Gemeindebewußtsein gefordert, notwendig wären sie nicht. Sehr eingehend wird in dem Abschnitt über die Nebenräume die Frage über die Verbindung des Gemeindehauses mit dem gottesdienstlichen Raume besprochen. Diesem Abschnitt sind sechs Zeichnungen beigefügt, die zur Anschauung bringen, wie diese Verbindung versucht worden ist. Bürkner lehnt sie nicht ab, aber friedlich und freundlich bespricht er das Für und Wider. Und er fordert hier wie in Allem vor allen Dingen freie Bewegung für die Gemeinden.

Im vorletzten Abschnitt seines Buches erörtert Bürkner die Einrichtung des kirchlichen Raumes (S. 219—251). Das Gestühl, das mit der Reformation in die Kirchen kam, soll ein besonderer Schmuck evangelischer Kirchen und schön gruppiert sein. Man soll nicht dem herkömmlichen Mittelgange die besten Plätze opfern. Die Emporen vermehren den familiären Charakter einer um den Redner geeinten Versammlung. Im Notfall mag man auch mehr als eine Empore errichten. Die jetzt beliebte Stellung der Kanzel an der Seite mag man ebenso wie die Beibehaltung eines besonderen Chorraums dulden, bis die bessere Ueberzeugung sich Bahn bricht. Vom Altar im eigentlichen Sinn soll man aber nicht reden, da wir nicht mehr opfern. Freiheit ist auch für die Wahl des Ortes, an dem die Orgel aufzustellen ist, zu fordern. Die naturgemäße Stelle ist hinter Altar und Kanzel. Für die Taufe, die jetzt leider in der leeren Kirche, nicht vor der Gemeinde vollzogen wird, hält Bürkner eine Taufkapelle für wünschenswert. Er ist nicht gegen Errichtung eines Taufsteins im Chor, aber auch nicht gegen die reformierte Sitte, den Abendmahlstisch als Tauftisch zu benutzen.

Im letzten Abschnitt seines Buches (S. 251—270) handelt Bürkner von den künstlerischen Gesichtspunkten für die Ausführungsweise des Baus, über den Baustil und die Ausschmückung der Kirche. Hier beweist er, daß er die Kunst kennt und ernstlich über sie nachgedacht hat. Er fordert auch hier vor allem freie Bewegung. In jedem Stil komme doch der Geist des Künstlers und seiner Zeit zum Ausdruck. „Stilvoll ist, was dem Wesen des Werkes in seiner ganzen Anlage und Ausbildung künstlerisch entspricht.“ — Möge diese mit großem Fleiß und mit herzlicher Teilnahme verfaßte, nach allen Seiten anregende Schrift immer mehr sich Bahn brechen und bei Geistlichen und Kirchenvorstehern sich einbürgern. E. Sulze

---

Weiteres zur Frage nach dem Grabe Christi

Vgl. Nr. 14 und 17

Wenn man die Felsanschwellung über der Jeremiasgrotte mit Golgatha identifiziert, so bedenkt man wohl kaum, daß jener Platz seine gegenwärtige Gestalt erst unter König Agrippa I. empfing, als dieser die dritte Mauer erbauen ließ, ums Jahr 43 n. Chr. Damals wurde dort der Fels auf eine breite Strecke weggegraben und erhielt die nördlich der Stadtmauer gegenüber liegende Felsmasse einen senkrechten Absturz nach Süden hin, so daß sie fortan allerdings auffallend einem Schädel mit senkrechter Stirnfläche ähnlich sah. Bekanntlich hat der scharfsinnige Bibelforscher Thenius schon 1842 in jener Felsanschwellung der Jeremiasgrotte Golgatha zu erkennen geglaubt. Von einem „Hügel“ Golgatha ist in den Evangelien nirgends die Rede, sondern es handelt sich nur um einen bescheidenen Felshöcker, den morgenländische Phantasie mit einem Schädel verglich.

Dieser Felshöcker aber ist höchst wahrscheinlich mit dem traditionellen Golgatha identisch. Dagegen spricht nicht, daß er jetzt mitten in der Stadt sich findet, denn das christliche Jerusalem gruppierte sich, wie uns ausdrücklich bezeugt wird, als „Neustadt“ um Golgatha und das h. Grab. Daß diese Heiligtümer einst außerhalb der zweiten Mauer der Stadt lagen, ist durch Nachgrabungen festgestellt. Damit ist freilich ihre Echtheit noch nicht erwiesen. Da es auch in der nächsten Nähe des h. Grabes noch eine ganze Reihe von Felsgräbern gab, die zum Teil jetzt noch zu sehen sind, so kann von besonnener Forschung höchstens die Möglichkeit der Echtheit des traditionellen Christusgrabes zugestanden werden. Anders verhält es sich mit Golgatha. Das war ein Jedermann bekannter, durch seine Gestalt in die Augen fallender, leicht zugänglicher Platz, an den sich für die Christen unendlich teure Erinnerungen hefteten. Wie hätten sie seiner vergessen können? Es fragt sich nur, ob die christliche Tradition für längere Zeit unterbrochen worden sei und damit ihre Zuverlässigkeit eingebüßt habe. Das müßte man annehmen, wenn in längeren Zeiträumen keine Christen in Jerusalem gelebt hätten. Allein die Geschichte lehrt uns, daß nur während der Kriegsjahre unter Titus und Hadrian die Christen die Stadt verlassen hatten, um bald nachher sich dort wieder anzusiedeln. Allerdings durften nach 135 nur die nichtjüdischen Genossen der Christengemeinde dorthin zurückkehren. Aber wie hätten diese den Platz nicht kennen sollen, wenn man bedenkt, daß den Christen frühe schon durch Erinnerung geweihte Plätze teuer geworden? Merkwürdigerweise bemächtigten sich die heidnischen Bewohner Jerusalems der christlichen Tradition. Auch sie verehrten einen Herren (Adôn), der getötet worden und wiederum auferstanden. Nun bauten sie auf dem Platze, den die Christen als Stätte von Tod und Grab ihres Herrn (Adôn) bezeichneten, ein Heiligtum und feierten dort bis zur Zeit Konstantins ihre orgiastischen Tod- und Auferstehungsfeste. Dadurch wirkten sie, ohne es zu ahnen, mit zur Erhaltung der christlichen Tradition. Es bestand denn auch über den Platz von Golgatha für die Beamten, die im Namen Konstantins in Jerusalem zu walten hatten, nicht der geringste Zweifel. Man lese nur die diesbezüglichen Berichte in der vom Zeitgenossen Eusebius ver-

faßte Lebensgeschichte des Konstantin nach. Auch der Bischof Cyrillus von Jerusalem, der ums Jahr 350 n. Chr. schrieb, setzt den Platz Golgatha als wohlbekannt voraus.

Vom Grabe Jesu berichtet der nach unserer Ansicht älteste Evangelist Markus: „Joseph legte den Leib Jesu in ein Felsengrab", Matthäus: „in sein neues Felsengrab", Lukas: „in ein Felsengrab, wo noch Niemand je gelegen war", Johannes: „Es war ein Garten an dem Orte, wo er gekreuzigt ward, und in dem Garten ein neues Grab, in das noch Niemand je gelegt war". Wo das Grab lag, sagt also erst das Johannesevangelium. Da das Begräbnis drängte, so wird man allerdings den Leib in einem der vielen Felsengräber nahe bei Golgatha beigesetzt haben. Dem Auferstandenen wandten sich die Herzen zu. Das Grab hatte für die ersten Christen geringes Interesse, während die Erinnerung an Golgatha sie aufs Intensivste beschäftigte. K Furrer

---

Ein Brief Friedrich Nietzsches

Zu Nietzsches Briefwechsel, dessen erster Band um Weihnachten vergangenen Jahres erschien und jetzt schon in zweiter Auflage vorliegt, bin ich in der Lage einen kleinen Beitrag zu liefern.

Zunächst eine kurze Vorbemerkung zum Verständnis des mitzuteilenden Briefes.

In der bekannten Biographie, die Nietzsches Schwester Frau Elisabeth Förster-Nietzsche veröffentlicht hat, wird auch der Vater seines Jugendfreundes Wilhelm, der noch jetzt in gesegnetem Andenken stehende Naumburger Appellationsgerichtsrat Pinder, mit folgenden Worten erwähnt (Bd. 1, S. 78):

Jedenfalls hat der Vater von Wilhelm einen großen Einfluß auf meinen Bruder ausgeübt. Er ließ die beiden Knaben ihre Schularbeiten unter seiner Aufsicht machen und beschäftigte sich sehr liebevoll und eingehend mit ihren Wünschen und Bestrebungen. Mein Bruder schreibt von ihm 1858 voller Verehrung: Er besitzt ein geistvolles Gemüt und wirkt mit seiner thätigen Liebe mehr als mancher Prediger ..... In seinen Mußestunden suchte er sich und seine Familie auch mit den bedeutendsten Erscheinungen im Gebiet der Litteratur und Kunst bekannt zu machen, und sein richtiger Blick ließ die Schönheiten derselben durch manche geistvolle Bemerkung im wahren Lichte erscheinen.

Nach dem Heimgang dieses ernst christlichen und streng konservativen Mannes hat Nietzsche, damals Professor in Basel, an die Witwe den folgenden Beileidsbrief gerichtet, welcher für das pietätvolle, warmherzige Empfinden des in einer doch grundverschiedenen Weltanschauung befangenen Verfassers ein bemerkenswertes Zeugnis ablegt. O Albrecht

* * *

Verehrteste Frau

Da ich etwas verreist war, bin ich erst ziemlich spät in den Besitz der höchst schmerzlichen Nachricht gelangt, derentwegen ich heute an Sie schreibe. Ich möchte Ihnen nur sagen, wie auch ich mich mit beraubt fühle und wie es mir Mühe macht, mich an dieses Beraubtsein zu gewöhnen. Mir ist es als ob Naumburg in meiner Vorstellung sich verändere, wenn ich gezwungen werde, das Bild des verehrten Entschlafenen daraus hinweg zu denken, ich glaube eine unbegreifliche Lücke zu sehen und für die vielen guten und dankbaren Empfindungen mit denen ich gewohnt war, an das Pindersche Haus zu denken, habe ich einen plötzlichen und gewiß lange währenden Schmerz eintauschen müssen.

Sie nehmen gewiß, hochverehrte Frau, den Ausdruck meiner Klage freundlich an und denken einen Augenblick an die Zeiten zurück, wo Wilhelm und ich Knaben waren und wo wir zusammen in allem unsern Denken und Wünschen durch Wort Rath und Vorbild desselben Mannes geführt wurden, dessen Verlust ich jetzt mit Ihnen so schmerzlich betrauere.

Ich verbleibe allezeit Ihr Ihnen und Ihren Angehörigen treulich zugethaner

Dr. Friedrich Nietzsche in Basel

Mai 1875 [laut Briefumschlag am 4. Mai zur Post gegeben]

Ein moderner Dichter

Einer unsrer „Jüngsten" ist Cäsar Flaischlen. Er gehört der modernen Schule an und wandelt, was die äußere Form seiner Dichtungen betrifft, in deren Bahnen; nach Inhalt und Tendenz weicht er jedoch vollständig von ihr ab. Da ist weder Etwas zu verspüren von weltschmerzlich angekränkelter Dekadence und müdem, resigniertem Pessimismus, noch von irgend welcher Verherrlichung wilder, zügelloser Sinnenlust oder eines ziel- und gesetzlosen Uebermenschentums. Alles ist frisch, kräftig, zielgemäß; nichts Verworrenes, Unklares, Ungesundes! Wohl erkennt Flaischlen das Recht und den Wert der sich selbständig behauptenden Persönlichkeit an und redet einem Sich-in-Freiheit-Ausleben das Wort. Aber er versucht nicht durch spitzfindige Klügeleien, durch Aufstellung von kraft- und blutlosen Theorien die Richtigkeit seiner Anschauungen zu beweisen. Nein, keck und mutig wirft er sein eignes Selbst dafür in die Bresche; lachend nimmt er sich das Recht vorweg, sein selbstgezimmertes Leben zu leben, und gönnt die nämliche Existenzberechtigung einem Jeden, der seine Pflicht erfüllt und „den Gott in seiner Brust nicht entweiht":

Ich darfs — du darfsts
Und Jeder,
Der da gleich stolzen Sinnes wär,
Der so wie ich,
Der so wie du
Die Jahre hin, die Jahre her
Den eignen Wunsch im Zügel hielt,
Daß er nun ganz von selbst nicht mehr
Auf Wege drängt, die wir nicht wollen,
Ein Jeder, der so drüber stünde,
Wie du und ich. —

(Aus den Lehr- und Wanderjahren des Lebens, S. 110)

Flaischlens hervorstechendster Zug ist ein unverwüstlicher, kerngesunder, sonniger Optimismus, der mit hellen, fröhlichen Augen die Welt um sich her schaut, sich an ihr erfreut, um des Guten willen, das er in ihr sieht, und das Schlechte in ihr überwindet kraft eines starken, freudigen Zukunfts- und Menschheitsglaubens, der ihn nicht verzweifeln läßt, trotz vieler schlimmer Erfahrungen, trotz Undank und Lieblosigkeit, Trägheit und Unverstand rings um ihn her. „Es muß doch einmal Alles gut werden," das ist sozusagen das Leitmotiv, das sich durch alle seine Dichtungen hindurchzieht. Wir müssen nur Glauben haben an die bessere Zukunft, dürfen nicht aufhören, den von uns als wahr erkannten Idealen nachzuleben und nachzustreben. Dieser Gedanke kehrt in den allerverschiedensten Formen bei ihm immer wieder:

Du fragst, was uns not thut, Freund,
Und was uns fehlt, o so viel!
Ideale vor allem wieder
Und ein festes, großes Ziel! . . .

(Lehr- und Wanderjahre, S. 76)

Sei nicht traurig — sei nicht traurig —
Es ist heute nur so trübe,
Es ist heute nur so schwer!
Morgen blitzt die Sonne wieder,
Leuchten Rosen, weiß und rot,
Und mit lauten Lerchenliedern
Jubelts in den hellen Morgen,
Jubelts in den blauen Himmel
Siegreich über Leid und Not. . . .

(Lehr- und Wanderjahre, S. 80)

Hab Sonne im Herzen,
Obs stürmt oder schneit,
Ob der Himmel voll Wolken,
Die Erde voll Streit! . . .
Hab ein Lied auf den Lippen,
Verlier nie den Mut,
Hab Sonne im Herzen,
Und Alles wird gut.

(Singlieder)

Etwas von dem Carlyleschen Geist des „Arbeitens und Nichtverzweifelns" weht uns aus diesen und andern Worten des Dichters entgegen und läßt unser Herz höher schlagen. Freilich auf christlichem Boden steht er nicht. Er weiß Nichts von

einer durch Christus erlösten Welt, kennt keine andre Erlösung als die durch sich selber. Sein Glaube an die Menschheit ist zugleich der Glaube an die ihr innewohnende sittliche Kraft, mittels deren sie sich zur endlichen Vollkommenheit emporarbeiten wird:

Wozu das Geklage: „du habest kein Glück"
Und — „das sei dein Geschick!"
Geschick ist nur, wozu du selbst,
Mit eigner Kraft und eignem Willen
Die Reihe deiner Tage webst. . . .
Und Glück doch auch nur, was du selber
Aus deines Wunsches Tiefe hebst!
(Lehr- und Wanderjahre, S. 145)

Für ihn liegt in dem Wort „Mensch" die höchste Bestimmung. „Mensch sein heißt Sieger sein, und Sieger heißt zum Thron berufen sein," sagt er in seinem „Im Schlosse der Zeit." Dies ist eine allegorische Dichtung, so poetisch, so voll tiefer Gedanken und dabei durchzogen von einem so gesunden, herzerquickenden Humor, wie ich kaum eine andre kennen gelernt habe.

Flaischlen ist Lyriker durch und durch, seine Gedichte sind von wunderbarer Eigenart des Inhalts und der Form, die Stimmungsmalerei zuweilen geradezu vollendet, so z. B. in seinem „Mönchguter Skizzenbuch", einer Sammlung an der Meeresküste entstandener Gedichte in Prosa:

Nun fängt es wieder an zu regnen, und wie zwei Kinder hatten wir uns auf diesen letzten Tag gefreut: noch einmal all die lieben Wege zu gehen: im Wald, am Strand, zum Nordperd und den roten Klee entlang nach Middelhagen, . . . unsre schönen, lieben, grünen Wiesen hin. . . . Das Herz noch einmal satt zu trinken an all der seligfrohen Ruhe, an all dem süßen, sonnigen Sonnenschein. . . .

Und nun liegt Alles grau in grau und immer neue Wolken schleifen übers Wiek und immer tiefer senken die Sonnenblumen ihre Kronen. (Von Alltag und Sonne, S. 131)

Oder in den „Liedern und Tagebuchblättern":

Es geht ein Sonntag still zu Ende, auf den du lange dich gefreut. . . .
Ein müder Bettler steht am Weg, am heimatlosen,
Und spielt ein Leierkastenlied. . . .
Ein leises Abendrot verweint am Himmel . . .
Und aus den Gärten her, sommermüde, kommts
Wie ein Duft von verwelkenwollenden Rosen.
(Von Alltag und Sonne, S. 48)

Daß Flaischlen auch als Dramatiker Etwas vermag, beweisen seine beiden Stücke „Toni Stürmer" und „Martin Lehnhardt". Letzteres führt den Untertitel „Ein Kampf um Gott" und fordert damit unser besondres Interesse heraus. Wahrlich ein heißer Kampf ist es, der darin ausgefochten wird, der Kampf eines jungen, freigesinnten Geschlechtes von heute gegen die alten streng dogmatischen Ueberlieferungen einer dahingegangenen Zeit. In dem jungen Kandidaten Martin Lehnhardt verkörpert sich das ganze gewaltige Ringen und Streben der modernen Theologie, sich Geltung zu verschaffen für ihren Gott, und Berechtigung, ihm auf ihre Weise zu dienen. Meisterhaft gezeichnet ist der alte Bilfinger, einer jener starren, rechtgläubigen Dogmatiker aus dem Schwabenlande. Die Szene zwischen Martin und eben diesem seinem Onkel am Ende des dritten Aktes ist von erschütternder Tragik.*)

Wie man sieht, steht Flaischlen den religiösen Konflikten unsrer Zeit keineswegs gleichgiltig gegenüber. Er kennt und versteht die Nöte und Bedürfnisse des modernen Menschen, der seinen alten Kinderglauben eingebüßt hat und sich sehnt, etwas Neues an dessen Stelle zu gewinnen, das ihn hält und trägt, das ihm Kraft und Mut giebt, die Fährnisse des Lebens zu überwinden.

Wie zwischen Karfreitag und Ostern
Fehlt Freude und Zuversicht;
Der alte Gott ist gestorben,
Der neue erstand noch nicht.
(Lehr- und Wanderjahre, S. 78)

Er sieht den Menschen von heute „verloren zwischen zwei Welten . . . die alte hinter ihm, hinabgesunken in die Nebel der Wasser, die neue vor ihm, in verschleierter Weite." (Flügelmüde S. 125.) — Wer aber wird ihm diese neue Welt herbeischaffen? Oder wer wird ihm den Weg zu ihr hin weisen? Flaischlen kennt nur Einen: den Dichter! Der echte, wahre, selbstlose, nur seiner Kunst und seinen Idealen lebende Dichter, er allein kann der Erlöser der Menschen sein, kann sie emporführen zu lichteren Höhen und sie hinwegheben über allen Kampf, alle Not, alles Elend ihres irdischen Daseins! Wir sehen, es ist die Carlylesche Idee vom „Helden", die uns hier entgegentritt. Auch er feiert den Dichter als den Befreier der Menschheit. Allein Flaischlen ist viel zu klarsehend, um nicht zugleich die ganze Schwere, ja fast Unmöglichkeit dieser Aufgabe zu erkennen. Seine Novelle „Flügelmüde, ein Abschnitt aus dem Leben eines Jeden", ein vollendetes kleines Kunstwerk voll poetischer Feinheit und Zartheit, dabei von einer erfrischenden Natürlichkeit und Einfachheit, schildert die seelischen Kämpfe und das verzweifelte Gefühl der Ohnmacht eines jungen Dichters beim Gedanken an die Aufgabe, die er sich gestellt sieht, eine Welt voll Elend und Jammer, voll kleinlicher, erbärmlicher Interessen und Beweggründe zu erlösen. Rings um ihn her Nichts als

. . . müde, abgehetzte, seelisch bankerotte Menschen, ohne Glaube und Liebe . . .

Und wenn er sein Bestes gab, was nützte es? Wer hatte Etwas davon? — — — Was sie wollten, war sorgloseres Brot und sorglosere Freude, und was er geben konnte, war — — — Stein, statt Brot — — — Und wenn ihm selbst das Höchste gelang, es war doch nur — Stein! —

Die ganze Bitterkeit der Erkenntnis menschlichen Unvermögens liegt in diesen Worten. Aber der Dichter verzagt dennoch nicht:

Man muß über dem Leben stehen, das ist das ganze Geheimnis, wenn es einem kein Leid anthun soll . . . Mach es wie die Möve, und laß dich tragen und schaukeln von dem Sturm. Und wirds zu arg, vergiß nicht, daß du Flügel hast!

Dies Wort richtet ihn immer wieder empor, wenn er einmal an sich und seiner Umgebung verzweifeln will. „Vergiß nicht, daß du Flügel hast!" Die Flügel dürfen nur nicht erlahmen, sonst ist Alles vergebens und der Sieg verloren.

O, nur nicht müde werden,
Alles Andre,
Nur nicht müde werden!
Ich meine nicht vom äußern Lärm des Tages,
Nicht vom Gedränge kleiner Unruhstunden,
Das Alles löst sich immer ganz von selbst.
Und löst sichs nicht,
So wirf es hinter dich —
Das große Ziel nur laß dirs nicht verbiegen,
Und laß es dir nicht in die Seele kommen,
Und dich nicht müde machen,
Müde in der Tiefe,
Da, wo die Quellen des Lebens liegen!
(Lehr- und Wanderjahre, S. 150)

Nicht müde werden und sich freuen können, das sind bei Flaischlen zwei Hauptbedingungen zu einem glücklichen Leben.

Wer vom Frühling Etwas haben will, muß ihm froh entgegengehen, nicht mit so verdrießlichem Gesicht. Man muß sich auch ein bischen freuen wollen. (Flügelmüde, S. 80)

Ueberhaupt der Frühling und die Sonne, die spielen eine große Rolle bei dem Dichter. Er treibt einen wahren Sonnenkultus. Immer und immer wieder bricht sie bei ihm hervor, die Sehnsucht nach der Sonne und ihre Verherrlichung. So sagt er einmal:

Ich will in die Sonne sehn, wenn ich sterbe,
Wie sie in brennenden Wolken verloht;
Ich will mit der Sonne gehn, wenn ich sterbe,
Im sommerflammenden Abendrot. —
Die Fenster auf, dort drüben ist meine
Heimat, und nicht in eurer Nacht und Not!
Ich will in die Sonne sehn, wenn ich sterbe,
Und sinken gleich ihr in strahlenden Tod. —
(Lehr- und Wanderjahre, S. 22)

Noch viele andre seiner Lieder könnte ich anführen, voll tiefer schöner Gedanken und warmer, inniger Empfindung. Aber ich will es an dem Genannten genug sein lassen, nur noch der reizenden schwäbischen Dialektdichtungen gedenken, die Flaischlen unter dem Titel „Vom Haselnußroi" dargeboten hat.

Cäsar Flaischlen ist 1864 in Stuttgart geboren, lebt jetzt

*) Die einverwobene Liebesgeschichte freilich ist recht unerquicklich. D H

in Berlin. Er leitete eine Zeit lang die inzwischen eingegangene Zeitschrift „Pan.“

Den Schluß dieses Artikels möge eines seiner schönsten Gedichte bilden, dessen Zuruf vielen Menschen eine ernste Mahnung sein dürfte „nicht im Alltag aufzugehen“, wie der Dichter einmal an andrer Stelle sagt.

Sylvester

Komm, vergiß einmal all die Geschichten,
Komm und begrab einmal all den Kram!
Es sind ja doch nur Lumpereien,
Die einem nur das Herz zerquälen,
Die einen nur müde machen und lahm! —
Die Menschen sind so, ich weiß es wohl;
Statt fröhlich und guter Dinge zu sein,
Vernörgeln sie sich die schönsten Stunden
Mit thörichten, kindischen Hetzerein.
Sie möchten es selber nicht, wenn man frägt,
Sie sehnen sich, harmloser sein zu dürfen,
Sie nennen es Unrecht, Schande und Hohn,
Und möchten heraus aus all dem Gezänke,
Und kommen doch nicht los davon. —
Und wenn man so zusieht, wie sie allmählich
Mutloser werden, trüber und trüber, —
Mein Gott, man möchte weinen drüber!

Lebt mit mehr Freude! Ach ich möcht's
Groß wie die Sonne an den Himmel schreiben,
Daß es wie Feuer in die Herzen loht!
Lebt mit mehr Freude und ohne die Not
Und ohne den Haß und ohne den Neid,
An den ihr das halbe Leben verpaßt.
Macht's euch zu Lust und nicht zu Last!
Lebt mit mehr Freude,
Lebt mit mehr Rast!

(Lehr- und Wanderjahre, S. 137)

B Oswalt

Verschiedenes

Eine christliche Anthologie. Leben und Heimat in Gott. Herausgegeben von Julius Hammer, gesichtet und ergänzt von D. Paul Mehlhorn, mit 12 Illustrationen in Lichtdruck von Karl Gehrts. Vierzehnte Auflage. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag 1900. 542 S. 6 Mk.

Vor mir liegt ein Exemplar der siebten Auflage dieser Anthologie und ladet zum Vergleich mit dem uns zugesandten der vierzehnten ein. Es trägt keine Jahreszahl und mag vor dreiundzwanzig, vierundzwanzig Jahren erschienen sein. Schon damals gab das Buch seinem Streben, ein Festgeschenk zu sein, durch einen sogenannten Prachteinband Ausdruck. Er war etwas reichlich bunt, aber sein Rot und Gold wirken jetzt, nun sie etwas verblaßt sind, gar nicht geschmacklos. Bei der neusten Auflage fehlt das Rot, mit Gold ist gespart worden, dafür aber wurde ein Blumenstrauß in den blauen Grund des Deckels gepreßt, der wegen seiner unruhigen Linie und inmitten all des Schnörkelwerks wie im Starrkrampf daliegt. Bei der siebten Auflage verteilten sich die Goldbuchstaben des Titels möglichst über die ganze Seite, bei der vierzehnten Auflage steht der Titel genau in der Mitte, sieht aus wie eine eben angenagelte Visitenkarte und sein Gold schreit in die Welt, daß einem die Augen übergehen können. Wie wäre es, wenn auch die christlichen Verleger in der Buchausstattung ein wenig mit der Zeit gingen? Oder ist es auch hier unbedingt nötig, daß sich die Christlichkeit eines Artikels gerade durch Ignorierung des Fortschritts dokumentiert? Amelangs Buchbinderei hat so manchen Prachtband auf dem Gewissen, daß es nachgerade Zeit würde, sie ginge in sich und würde ein wenig geschmackvoller.

Ich verglich auch die Illustrationen. Vor zwanzig Jahren waren es Holzschnitte, jetzt sind es Lichtdrucke geworden. Das ist wahrlich kein Fortschritt. Ein Fortschritt wäre es, wenn zum alten Holzschnitt zurückgekehrt würde. Manche jener Holzschnitte waren zwar etwas süßlich und der Gesichtsausdruck so tugendhaft, daß einem jungen Menschen angst und bang werden konnte vor so „christlichen“ Gesichtern. Aber eine ganze Reihe Bilder gaben sich doch schlicht, natürlich und traulich, sodaß es einem jetzt noch bei ihrem Anblick wohl wird wie bei Ludwig Richter. In den Gesichtern der Illustrationen zur neusten Auflage steht zwar manchmal etwas mehr, dafür haben sie aber alle Schlichtheit verloren. Die Gestalten stehen oft in so gespreizten, unwahren Theaterposen da, sie sind dazu noch oft von so viel wilden Ornamenten umgeben, daß sie besser zu einem Buch paßten über Unruhe und Gethue dieser Welt als zu dem Buch: Leben und Heimat in Gott. Außerdem hat sich Karl Gehrts gar zu sehr abgemüht, auf jeder Illustration den Inhalt, dem sie vorangestellt ist, durch möglichst viel Darstellungen und Symbole zu veranschaulichen, daß man schon ein gewiegter Rätselrater sein muß, um Alles zu verstehen. Oft gehören die Interieurs und die Bekleidung der Gestalten ganz verschiedenen Zeiten und Stilen an, zuweilen auf ein und demselben Bild. Kurz, die meisten Illustrationen sind so schön, daß unsre Kunstanstalten sie sich für ihre Tauf-, Trau- und Konfirmandenscheine gewiß nicht entgehen lassen werden.

Und nun der Inhalt. Er ist erfreulich. Vor allem sind Goethe und Schiller reichlich vertreten. Auch sonst ist man nicht engherzig gewesen. Jedenfalls ist unter den christlichen Anthologieen, die ich kenne, diese immer noch die beste und empfehlenswerteste.

Vergleiche ich nun die siebte und vierzehnte Auflage auch auf ihren Inhalt hin, so fällt Einiges auf. Das Buch ist in den zwanzig Jahren um anderthalb Hundert Seiten dünner geworden. Das hat sehr meinen Beifall, denn auch für eine Anthologie ist Allzuviel ungesund. Aber es ist dabei doch Manches ausgeschieden worden, das ich ungern vermisse. Brentano, Chamisso, Johann Georg Fischer, Hamann, Hebbel, Hölty, Körner, Lavater, Jean Paul, Schwab, Angelus Silesius und die Gedichte aus des Knaben Wunderhorn sind ganz verschwunden. Mancher dieser Dichter war in der siebten Auflage recht ungeschickt vertreten. Ich glaube deshalb nicht selten zu verstehen, weshalb der jetzige Herausgeber diese Gedichte nicht wieder aufnahm. Manchmal verstehe ich es aber auch nicht. Weshalb ist z. B. das tiefe Wort von Silesius ausgemerzt worden:

Das edelste Gebet ist, wenn der Beter sich
In das, vor dem er kniet, verwandelt inniglich.

Ueberhaupt müßte in diesem Buch mehr von Angelus Silesius zu finden sein. Auch hätten sich doch wohl geeignete Gedichte bei den meisten der oben genannten, jetzt völlig fehlenden, oft aber nicht unbedeutenden Dichter finden lassen. Aber das Buch ist schon so dick, noch viel zu dick! Gewiß. Doch enthält es auch jetzt noch mancherlei süßliche Limonadenlyrik, krampfhaftes Gereime, Verse voll löblicher Gesinnung, aber ohne Poesie, die ruhig fortgelassen werden könnten. Der butterweiche Albert Träger z. B., Kossarski und Andre dürften ganz fehlen. Einige gar zu trockene Lehren der Weisheit und Tugend würde ich auch missen können. Wenn von Julius Sturm, Friedrich Rückert, der Verborgenen, Julius Hammer, Emanuel Geibel etwas weniger da wäre, würde es auch zu verschmerzen sein. Sehr erfreut bin ich, daß jetzt Konrad Ferdinand Meyer so reichlich vertreten ist. Neu hinzugekommen sind auch Gedichte von Otto Frommel und Meta Heußer.

Ich meine, wenn der jetzige Herausgeber noch etwas weniger pietätvoll verführe, könnte Manches gebessert werden. Vielleicht fände sich dann auch hie und da ein Plätzchen für Gedichte aus unsrer modernsten Lyrik. Manches würde sich sehr eignen und eine Bereicherung der Anthologie bedeuten, ohne daß sie umfangreicher zu werden brauchte. Vielleicht fielen dann auch die überflüssigen Eigenschaftswörter im Untertitel, deren Eigenschaften schon hinreichend deutlich in den beiden Hauptworten enthalten sind. Auch die Ueberschrift Tugendmut gefällt mir nicht gerade. Immerhin, wenn unter unsern Lesern nach so einem Buch gesucht wird, wäre dieses geeignet.

Würde der Verlag für die Wünsche nach geschmackvollerer Ausstattung zugänglich sein und der Herausgeber dies und jenes ändern, so bekämen wir vielleicht doch noch einmal eine christliche Anthologie, die auch berechtigten ästhetischen Ansprüchen genügt.

Hans Fischer

Grundriß der kirchlichen Kunstaltertümer in Deutschland von den Anfängen bis zum achtzehnten Jahrhundert. Von Dr. H. Bergner, Pfarrer in Pfarrkeßlar. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1900. 7, gebunden 8 Mk.

Allen, die eine gute, zuverlässige Einführung in die deutschen kirchlichen Kunstaltertümer suchen, sei das Buch bestens empfohlen. Es ist sehr erfreulich, daß die Arbeiten D. Ottes von einem evangelischen Pfarrer in dieser, inhaltlich gründlichen, formell ansprechenden Weise fortgeführt werden; und jeder Versuch, besonders unsere Theologen für die Resultate der neueren Forschungen auf dem Gebiete der kirchlichen Kunstgeschichte zu interessieren, ist dankbar anzunehmen. Man kann aus diesem Buch wieder lernen, wie eng die Kunstgeschichte früherer Zeiten mit der Geschichte des Gottesdienstes zusammenhängt: eine Verbindung, die wir in der Gegenwart innerhalb der evangelischen Kirche noch immer nicht genug würdigen. Natürlich ist Ottes Werk heute noch für Jeden, der genauere Studien machen will, unentbehrlich. Der Verfasser wollte ja auch keinen Ersatz für Otte geben. Doch sind zahlreiche, wertvolle Ergänzungen mitgeteilt, wie aus der Geschichte des Kirchenbaus und der Plastik. Bergner ist insofern — und gewiß mit Recht — über Otte hinausgegangen, als er die Renaissance, das Barock und das Rococo berücksichtigt, wenn auch diese Perioden der Kunst zum Teil sehr kurz behandelt sind (z. B. schon im ersten Abschnitt, der in der Hauptsache eine Einführung zur mittelalterlichen Kunstarchäologie ist). Es wäre sehr zu wünschen, daß Ottes Werk von einem Kenner wie Bergner mit Rücksicht auf die wissenschaftlichen Arbeiten der letzten zwei Jahrzehnte ergänzt würde.

Ueber Einzelheiten in der Anordnung und dem Inhalt des Buches kann ich mich hier nicht mit Bergner auseinandersetzen. Nur zwei Hauptpunkte möchte ich erwähnen, in denen nach meiner Ansicht der Zweck des Buches, weiteren Kreisen zu dienen, nicht ganz erreicht ist. In der Geschichte der Baukunst ist die Erklärung und Beschreibung vielfach nicht deutlich und verständlich genug. Als Beispiel sei S. 79 ff. genannt. Ich glaube nicht, daß der Leser sich aus diesen Ausführungen ein klares Bild von den Gewölbeformen machen kann. Die Schuld liegt einerseits an der zu kurzen Darstellung des Notwendigen, andrerseits an den vielen Angaben über Ausnahmen,

die in diesem Zusammenhang verwirren. Zweitens kann ich den Versuch Bergners, die Hauptmasse der Bilder nach seinen eigenen Federzeichnungen zu geben, nur in beschränktem Maß als gelungen ansehen, so sehr ich die Gründe der Vorrede zu beachten weiß. Der Laie erhält durch diese Bilder eine Anschauung von den Originalen, die mit ihnen oft nichts als die Umrisse gemeinsam hat. Für die Leser eines solchen Buches sind viele der Abbildungen überhaupt überflüssig. Das Buch behält seinen Wert, auch wenn die meisten der Zeichnungen von plastischen Werken und Gemälden fehlen würden.

Johannes Bauer

Assyrien und Babylonien nach den neuesten Entdeckungen. Von Professor Dr. Kaulen. 5. Auflage. Freiburg i. B., Herder 1899. XVI und 318 S. Gebunden 7 Mk.

Es sei voraus geschickt, daß der Verfasser dieses Buches römisch-katholischer Theologe ist; aus diesem Umstand erklärt sich wenigstens ein Teil der Schwächen seines Werks.

Die ersten sechs Kapitel sind gut lesbar und geben zu Ausstellungen nicht übermäßig viel Grund, wenn sich auch ab und an ein tüchtiger Schnitzer findet, wie die Etymologie von Borsippa, nach der es mit Babel gleichbedeutend sein soll (S. 89). Im übrigen aber bekommen wir hier ein anschauliches Bild von der Natur des Landes, in dem sich die Jahrtausende lange Geschichte Babels und Assurs abgespielt hat und im Anschluß daran eine lebendige und übersichtliche Schilderung der Ausgrabungen und wissenschaftlichen Bemühungen, die uns die Kultur jener Länder wieder zugänglich gemacht haben.

Hiermit hätte der Verfasser sich begnügen sollen. Denn für alles Weitere fehlt ihm die nötige Kritik. Die Uebersicht über die assyrisch-babylonische Litteratur ist so kritiklos gearbeitet, daß hier gute und schlechte Uebersetzungen im bunten Durcheinander sich folgen. Wer Kaulens Gewährsmänner waren, sagt er nicht, doch scheint Sayce unter ihnen eine große Rolle zu spielen, vermutlich seinen und des Verfassers apologetischen Neigungen zu Liebe. Daß das Buch dadurch nicht gewonnen hat, braucht kaum versichert zu werden. Auch muß konstatiert werden, daß es zuverlässigere Gewährsmänner zur Genüge giebt und daß Kaulen leicht erfahren konnte, ob und wo er sich auf Sayce verlassen durfte, wenn er es von sich aus nicht wußte.

Der gröbste Fehler des Buches ist die gänzlich ungenügende Verarbeitung des vorliegenden Materials. Bei einer so jungen Wissenschaft, wie die Assyriologie es ist, ist es unentschuldbar, wenn in einem Buche aus dem Jahre 1899 Werke, die nach 1889 erschienen sind, nicht berücksichtigt werden. In diesen zehn Jahren ist für das Verständnis der Keilschriftlitteratur durch Delitzsch, Jensen, Winckler, Zimmern und Andere mehr so Viel geleistet worden, daß es sich wohl gelohnt hätte, die Werke dieser Gelehrten zu Rate zu ziehen. Das hat Kaulen nicht gethan, man fragt sich vergeblich, warum. Wäre das Buch dann vielleicht zu apologetischen Zwecken weniger tauglich geworden?

Der Apologetik zu Liebe müssen sich die Resultate der Wissenschaft überhaupt Mancherlei gefallen lassen, besonders im achten Kapitel des vorliegenden Buchs. Es soll durch die Assyriologie erwiesen sein, daß das Buch Daniel eine zeitgenössische Darstellung der Geschichte Nebukadnezars gebe, die eine Lücke der keilschriftlichen Ueberlieferung glücklich ausfülle; ebenso soll durch die Assyriologie der Beweis dafür erbracht sein, daß der ganze Pentateuch, besonders wegen 1. Mos. 11 und 14, an den Anfang der Geschichte Israels gehöre! Die beigebrachten „Gründe“ sind gegenüber den ernsten und eingehenden Forschungen „einer neueren sogenannten Kritik“ oft wirklich naiv.

Zur Probe sei Folgendes angeführt (S. 192): „Welche von solchen verwandten Darstellungen“ (es handelt sich um Parallelen im babylonischen Schöpfungsmythus mit Gen. 1 und Apok. 12) „als die ursprüngliche und welche als die abgeleitete anzusehen ist, kann, abgesehen von christlicher Ueberzeugung und geschichtlicher Tradition, auch schon aus inneren Gründen nicht zweifelhaft sein.“ Welches diese „inneren Gründe“ sind, erfahren wir freilich nicht; wahrscheinlich soll einer davon der im biblischen Bericht „erhaltene“, im babylonischen „verlorene“ „ursprüngliche Monotheismus der Semiten“ sein. Welche historische Tradition für die Priorität von Apok. 12 in Betracht kommen könnte, ist ebenfalls nicht zu ersehen. Kaulen fährt dann fort (ebendort): „Es ist daher als eine Verirrung der Keilschriftforschung zu beklagen, daß in neueren deutschen Schriften der Versuch gemacht wird, die biblischen Angaben als Reflexe der babylonischen Mythen darzustellen.“ Damit ist offenbar Gunkels Buch „Schöpfung und Chaos in Urzeit und Endzeit“ gemeint und Zimmerns Zustimmung zu Gunkels Aufstellungen. Ueber Gunkels Resultate kann man verschiedener Meinung sein — es giebt genug Assyriologen und evangelische Exegeten des Alten Testaments, die ihm nicht zuzustimmen vermögen — aber so einfach kann man ihn doch nicht abthun, wie Kaulen das gern möchte. Zudem scheint mir, daß es ein besseres Zeugnis für die Wirksamkeit des göttlichen Geistes in Israel ist, wenn aus den wüsten mythologischen Vorstellungen der Babylonier in Israel ein von so hohem religiösem Gehalt erfülltes Weltbild wurde, wie es uns in Gen. 1 vorliegt, als wenn Israel diese höhere Stufe mühlos durch göttliche Offenbarung ererbt hätte. Dasselbe würde natürlich auch gelten, wenn beiden Völkern eine mythologische Vorstellung von der Weltschöpfung gemeinsam wäre, die in Babylon unverändert vererbt, in Israel aber durch mächtige Geistesarbeit gotterleuchteter Männer zu dem geworden wäre, was uns jetzt vorliegt. — Kaulen schließt seine „Kritik“ an Gunkel und Zimmern folgendermaßen (a. a. O.): „Die sogenannte Assyriologie, welche in Deutschland bisher unaufgehalten einen streng systematischen Verlauf genommen, ist hier bei der Klippe angekommen, an welcher ihr wissenschaftlicher Charakter leicht Gefahr leiden könnte.“

Solche Bedenken können wir nicht teilen. Jede Wissenschaft kann auf Irrwege geraten; ist es ihr aber ehrlich um die Erforschung der Wahrheit zu thun, so wird sie immer bald und sicher von solchen Irrwegen zurückkommen. Wo ein zartes wissenschaftliches Gewissen ist, da kann man sich der Sprache der Thatsachen nicht verschließen; und daß dies Gewissen in der Assyriologie wie in andern Wissenschaften lebendig und wirksam ist, ist uns die sicherste Gewähr dafür, daß sie durch keinerlei Klippen an ihrem wissenschaftlichen Charakter Schaden nehmen wird. Wenn durch ihre Ergebnisse aber Mancher sich enttäuscht finden sollte, so wird das weniger an der Wissenschaft, als an der Voreingenommenheit des betreffenden Forschers liegen.

Friedrich Küchler

Der Kampf um die Kongregationen in der französischen Deputiertenkammer. Frankfurt a. M. 1901. Flugschriften des Neuen Frankfurter Verlags. Nr. 5. 75 Pf.

Am 29. März ist das Vereinsgesetz von der französischen Kammer nach fast dreimonatlicher Beratung mit 303 gegen 224 Stimmen angenommen worden. Der Senat, der sich im Mai mit dem Entwurf zu befassen hat, wird an diesem Ergebnis nicht mehr viel ändern. Die vorliegende Broschüre giebt in reichen Auszügen einige Reden aus der Generaldebatte wieder, zumeist in der Form, wie sie seinerzeit von der Frankfurter Zeitung veröffentlicht wurden. Sie sollen dadurch dem raschen Vergessen entrissen und einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht werden. Da der Toleranzantrag des Zentrums im Deutschen Reichstag bald ähnliche Debatten hervorrufen wird wie Waldeck-Rousseaus Gesetzentwurf in der französischen Kammer, so ist eine Zusammenstellung dessen, was die glänzendsten Redner des französischen Parlaments für und gegen die Kongregationen ins Feld geführt haben, ein verdienstliches Unternehmen und nicht ohne aktuellen Wert. Wir bekommen trotz der fragmentarischen Form der Reden ein geschlossenes Bild von der Stellung der verschiedenen Parteien zur Ordensfrage, die auch während der Spezialdebatte im Wesentlichen dieselbe geblieben ist. Von den gemäßigten Republikanern hören wir Renault-Morlière, den gewiegten Juristen, Jacques Piou und den ehemaligen Ministerpräsidenten Ribot gegen das Gesetz sprechen, von den Sozialisten Viviani, von den Radikalen Brisson und den Berichterstatter Trouillot für die Regierungsvorlage eintreten. Den Höhepunkt der Debatte bildete die an tiefen Gedanken reiche Verteidigung der Kongregationen durch den klerikalen Grafen de Mun — in ihrem eleganten Französisch ein Meisterstück parlamentarischer Beredtsamkeit — und die Erwiderung des Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau, der in seiner völligen Verständnislosigkeit für die religiösen Motive des Mönchtums nicht mehr den ehemaligen Jesuitenzögling, in seinen juristischen Kunstgriffen deutlich den gewandten Advokaten verrät.

Zu bedauern ist, daß die Rede des Abbé Gayraud, der für die Jesuiten samt dem Probabilismus und den Mentalreservationen ins Zeug ging, weggelassen wurde. Da der Berichterstatter Trouillot mit seinen Anklagen gegen die Jesuiten ausführlich zum Wort kam, hätte im Interesse der Unparteilichkeit auch der Verteidigung das Wort gehört: sie war in ihrer unverfrorenen Art die wirksamste Form der Verurteilung des Jesuitismus. Diese Weglassung ist wohl daraus zu erklären, daß die Vorlage in der Frankfurter Zeitung die Rede des streitbaren Abbé auch nicht enthielt. Und die Uebersetzung aus dem Journal officiel wegen der vielen schultechnischen Ausdrücke aus der jesuitischen Kasuistik große Schwierigkeiten bereitet hätte. Um so verdienstlicher wäre sie allerdings gewesen. Auch sonst bekommt man aus einer Vergleichung mit dem Journal officiel den Eindruck, daß der Herausgeber von dem offiziellen Stenogramm wenig Gebrauch gemacht hat. Sonst hätte er z. B. wohl erwähnen müssen, daß die Worte Waldeck-Rousseaus: „Man ruft mir zu, der heilige Ludwig sei weder ein großer Heiliger noch ein großer König gewesen. Das ist eine Meinung, über welche man sicher verwundert sein kann, wenn sie von jener Seite [der Rechten] kommt“, auf einem Mißverständnis des Ministers beruhten. Der Zwischenruf des bretonischen Monarchisten lautete nach dem Journal officiel: „Sie sind weder ein großer Heiliger noch ein großer König!“

Ueber die Wirkung des französischen Vereinsgesetzes läßt sich Nichts mit Sicherheit voraussagen. Wenn es durchgeführt würde, wären seine Folgen für das Verhältnis von Kirche und Staat wie in sozialer und politischer Hinsicht, so besonders auch auf dem Gebiet der Erziehung unabsehbar. Aber ob die so scharf geschliffene Waffe nicht auch in der Rumpelkammer verrostet, wie so viele andere? Das wird vor allem von der Lebensdauer des gegenwärtigen Ministeriums abhängen. Eine Versöhnung der Geister auf dem Boden dieses Gesetzes ist undenkbar. Zwischen der These Waldeck-Rousseaus: „Das Gelübde ist die bestimmte Negation der menschlichen Persönlichkeit, die Aufhebung der individuellen Freiheit und darum im modernen Staat verboten“ und der These des Grafen de Mun: „das Gelübde ist die höchste Entfaltung der Persönlichkeit, der entscheidendste Erweis der Freiheit und darum seine Anziehungskraft auf das fromme Gemüt eine unwiderstehliche“, klafft ein Abgrund, den kein gesetzgeberischer Akt überbrücken kann. So lange es der französischen Republik nicht gelingt, den religiösen Katholizismus gegen den politischen Ultramontanismus für sich zu gewinnen — der gegenwärtigen antiklerikalen Kammermehrheit fehlt das Verständnis für das Geheimnis und die Kraft des religiösen Lebens —, so lange wird sie auch über Kompro-

nisse mit dem Ultramontanismus nicht hinauskommen, so lange wird auch [illegible] Recht behalten: „Die Klöster werden geschlossen; aber die Mönche, die man zur Thüre hinausjagte, kommen zum Fenster wieder herein.“ Lachenmann

Kleine Mitteilungen. Gelegentlich habe ich den Frankfurter Hauspflegeverein (gegründet 1892) als einen musterhaft nützlichen und musterhaft organisierten Verein zur Nachahmung empfohlen. (Adresse Frankfurt a. M., [illegible] 43.) Aus den Bedürfnissen ihrer Arbeit ist den Frauen dieses Vereins eine neue Aufgabe erwachsen: die Herbeiführung größerer Gemeinsamkeit bei der vielseitig von den verschiedensten Stellen aus geübten Fürsorge. Dem energischen Triebe folgte die That, und so kam es zur Gründung eines Stadtbundes der Vereine für Armenpflege und Wohltätigkeit, 1899. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß gleichzeitig mit dieser Bewegung in Frauenkreisen auch die beim Helfen voran stehenden Männer eine Institution mit gleicher Tendenz ins Leben riefen, die Zentrale für private Fürsorge, 1899. War die Zentrale vor allem mit Kapitalien besser ausgerüstet als der Stadtbund, so ließ dieser sich an persönlichem Eifer, Zähigkeit und Findigkeit jedenfalls nicht übertreffen. Das Ziel, die in ihren Interessen und Prinzipien so sehr von einander abweichenden und zum Teil recht spröden Vereine und Stiftungen einigermaßen unter Einen Hut zu bringen, wurde eifrig und mit Glück verfolgt. Dabei hat ein solches Hand in Hand gehen mit der Zentrale stattgefunden, daß dem Uneingeweihten die Unterscheidung zuweilen schwer geworden sein mag. Eine Frucht dieses Zusammenwirkens ist nun das Werk, auf das ich zur Nachahmung hinweisen möchte. Im „Verlage der Zentrale für private Fürsorge“ und „herausgegeben vom Stadtbund der Frankfurter Vereine für Armenpflege und Wohltätigkeit“ ist erschienen: Die private Fürsorge in Frankfurt a. M. Ein Hand- und Nachschlagebuch. 179 S. 2 Mk. Mit einer Karte der Stadt, auf der die neue Sprengel- und Bezirkseinteilung der lutherischen Kirche eingetragen ist. 222 Organe menschenfreundlicher Fürsorge sind aufgeführt und eingehend beschrieben; ein treffliches Register zeigt den Weg zu der Stelle, wo man findet, was man braucht. Wenn man so Etwas schon früher gehabt hätte, wäre es zuweilen leichter gewesen, Pfarrer in Frankfurt zu sein. Aber weshalb ich das Produkt sozialen Bedürfnisses und sozialpatriotischer Hingabe hier so nachdrücklich vorstelle? Es ist, wie gesagt, in der Hauptsache das Werk selbstverleugnenden Frauenfleißes. Und ich meine, auch anderswo könnten Frauen sich so nützlich machen. Allerdings werden nur solche es unternehmen können, die schon in der großstädtischen Hilfsarbeit Erfahrungen gesammelt haben. Aber das Frankfurter Muster wird jedenfalls die Nachahmung erleichtern.

Eine Broschüre ist erschienen und wird unentgeltlich versandt: Gedanken über Gründung von Heimstätten zur Förderung der Waisenpflege und Ausbildung der weiblichen Jugend von Lina Helm. Anstaltserziehung und Familienerziehung konkurrieren bekanntlich, sobald es sich um die Unterbringung der armen Waisen handelt. Beide haben ihre Nachteile und Vorteile. Lina Helm schlägt einen Mittelweg vor, der die Vorteile beider vereinigt und die Nachteile ausschließt: Heimstätten auf dem Lande für höchstens zwanzig Zöglinge. Nur leider kosten die zu viel. Lina Helm weiß Rat und, indem sie zugleich für die Heranbildung unserer jungen Mädchen eine neue Aussicht eröffnet, schlägt sie zwei Fliegen mit Einer Klappe. Die Sache ist einfach und einleuchtend: jene Heimstätten für die Waisen sollen zugleich jungen Mädchen als Lehrstätten dienen, Haushalt, Kinderpflege und Kinderzucht zu lernen. Indem sie dafür Etwas zahlen, helfen sie das Waisenheim mit erhalten. Noch ein Drittes wird erreicht: diese Mädchen, den besser gestellten Klassen angehörig, kommen so in die innigste Berührung mit den Kindern aus dem Volk — das hat seinen großen sozialen Wert. Man lasse sich die Broschüre kommen von unserer Mitarbeiterin, Fräulein Blandine Oswalt, Frankfurt a. M., Eschenheimer Anlage 10.

Und nun noch ein Allgemeines, aber recht Wichtiges, für unsere Leserinnen in Preußen. Am 1. April ist für Preußen das neue Gesetz über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger in Kraft getreten. Dieses Gesetz bedarf opferwilliger Kinder-Freundinnen besonders auf dem Lande und in den kleinen Städten. Der zum Verein Frauenwohl gehörige Arbeitsausschuß für Waisenpflege hat sich in einem zeitgemäßen Aufruf deswegen an die preußischen Frauen gewandt. Wer helfen will, daß der staatliche Zwang zur freien Wohltat werde, soll sich bei Frau Elise Schaaf, Charlottenburg, Marchstraße 11, melden. Auch die Innere Mission hat sich gerührt. Bereits in Nr. 17 ist nachdrücklich hingewiesen auf die Denkschrift des Zentralausschusses für die Innere Mission, betreffend das preußische Gesetz über die Fürsorgeerziehung Minderjähriger vom 2. Juli 1900, zu beziehen für 15 Pf. von der Geschäftsstelle des Zentralausschusses Berlin W Genthinerstraße 38. Da findet man das Gesetz selbst und alles Nötige.

Die Schrift von Magdalene Gaudian, der Leiterin des deutschen Lehrerinnenheims in London: Das innere Ziel der deutschen Frauenbewegung (Dresden, Justus Naumann) kostet nicht, wie in Nr. 18 angegeben wurde, 30, sondern 50 Pf. —

Eben vor Schluß der Redaktion kommt die Nachricht, daß durch die Braunschweiger Polizeibehörde die Teilnahme von Frauen an den Sitzungen und Verhandlungen des Evangelisch-sozialen Kongresses (dessen Programm in unserm heutigen Anzeigenteil mitgeteilt wird) untersagt worden ist. In Preußen, Sachsen, Württemberg und Baden hat der Kongreß getagt, ohne daß dem Zusammenkommen und Zusammenwirken von Frauen mit Männern zur Erörterung der sittlich-sozialen Aufgabe unsrer Zeit Schranken gesetzt worden wären; so war auch diesmal wieder eine Spezialkonferenz für Frauen beabsichtigt. In Braunschweig glaubt man Staat und Gesellschaft durch ein solches Verbot retten zu müssen! Man ahnt aber offenbar Nichts von der gewaltigen Summe sozialer Arbeit, die heute von Frauen geleistet wird, und von der Größe der sozialen Aufgaben, die nur mit ihrer sachverständigen Hilfe, durch ihren nächstbeteiligten Eifer zu bewältigen sind. Oder handhabt man nur ein Gesetz, dessen Ueberlebtheit man selber mit Scham empfindet? Wahrlich es wird Zeit, daß wir im deutschen Reiche ein einheitliches Vereins- und Versammlungsrecht bekommen. Hoffentlich führt ein um so stärker von Männern besuchter Kongreß in dieser Richtung deutliche Rede! Unsre kleinen Staaten sollten im Verständnis der neuen Zeit den schwerfälligeren großen vorangehen! Das wäre eine feine und heilsame, unvergleichliche Weise, ihre Existenzberechtigung zu dokumentieren! R.

Vergessen, Haufs Werke und **Quittung** (siehe Inhaltsverzeichnis) folgen in nächster Nummer. D. H.

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigengebühr
Für die viergespaltene Petitzeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M. Montag 6. Mai 5 Uhr Rosemann: Simultan- oder Konfessionsschule?

Hannover. Mittwoch 15. Mai 5 Uhr, in Wachsmuths Hotel Schillerstr. 25: Das Evangelium im Protestantismus.

Am 26. April erlöste Gott unsern lieben Gatten, Vater, Schwiegervater und Grossvater, den Pfarrer em.

Kirchenrat ***Fr. Albin Ranft,***

im 85. Lebensjahre durch einen sanften Tod von den Schwächen des Alters.

Im Namen der Hinterbliebenen
Pastor Adolf Ranft

Eisenberg, S. A., 27. April 1901

Professor Karl Thieme
Jenny Thieme geb. Lesinger
Leipzig. Basel, 21. März 1901

Hauslehrerstelle oder Privatstunden
sucht cand. theol. in oder nahe einer Universitätsstadt.

Suche sofort
energischen **Theologen** (oder **Philologen**) der an meinem kleinen Privatpensionat 16 Stunden übernehmen kann, im Uebrigen Zeit hat, sich aufs Examen vorzubereiten. Schöne Gegend und angenehme Verhältnisse.
Freie Station und 50 Mk. monatlich.
E. List, Pfarrer
Pr. Moresnet b. Aachen

Zwölfter evangelisch-sozialer Kongreß in Braunschweig

am 28.—30. Mai

Dienstag, den 28. Mai 4 Uhr. Sitzung des weiteren Ausschusses. — 6 Uhr. Gottesdienst in der St. Katharinenkirche. — 8 Uhr. Begrüßungsversammlung im Wilhelmsgarten.

Mittwoch, den 29. Mai.
Erste Sitzung: 9 Uhr im Saale des Wilhelmsgartens. Ansprache des Vorsitzenden. Besprechung über: „Erziehungspflicht der Kirchengemeinden gegenüber sozialen Mißständen.“ Pfarrer Dörries-Hannover.
Zweite Sitzung: 3 Uhr. Besprechung über: „Bildungsbedürfnisse des deutschen Arbeiters und ihre Befriedigung.“ Pfarrer Dr. Pfannkuche-Osnabrück. — 8 Uhr: Evangelischer Volksabend mit Ansprachen und musikalischen Vorträgen.

Donnerstag, den 30. Mai.
Dritte Sitzung: 9 Uhr. Jahresbericht. — Besprechung über: „Soziale Entwickelungen im ersten Jahrzehnt nach Aufhebung des Sozialistengesetzes.“ Staatsminister a. D. Freiherr von Berlepsch-Seebach und Prof. Dr. Hans Delbrück-Berlin.
Spezialkonferenz: 3 Uhr. „Ueber ländliche Wohlfahrtspflege.“ Schriftsteller Heinrich Sohnrey-Steglitz.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Hefte zur „Christlichen Welt"

Nr. 47

Theologie und Kirche

Von

D. **Adolf Deißmann,**
ordentl. Professor an der Universität Heidelberg

Mk. —.55

Nr. 48

Wie ist der Kampf um die Bedeutung der Person und des Wirkens Jesu zu beendigen?

Zweite Streitschrift für den Frieden der Kirche.

Von

D. Dr. **Emil Sulze,**
Pastor emerit. in Dresden

Mk. —.90

Nr 49.

Der moderne Mensch und das Christentum

Skizzen und Vorarbeiten

II.

Nietzsches Mission. — Christlich oder modern?

Von

Hans Weichelt

Mk. —.75

Krankenpflegerinnen vom Roten Kreuz

Frauen u. Jungfrauen höherer Bildung, jeder Konfession, im Alter von 18—30 Jahren, die sich dem Beruf der Krankenpflege widmen wollen, finden Aufnahme, Ausbildung und eine gesicherte Lebensstellung. Desgl. finden in der Krankenpflege bereits ausgebildete Schwestern jederzeit Aufnahme.

Vaterländischer Frauen-Verein
Frankfurt a. M.

Theologie!

Großes antiquarisches Bücherlager

Katalog gratis

v. Zahn & Jaensch, Dresden,
Weisenhausstr. 10

Bücher besonders theolog. kaufen und liefern **Krüger & Co., Leipzig.**
Theolog. Antiquar.-Katalog gratis.

Der Kunstwart

Rundschau über Dichtung, Theater, Musik u. bildende Künste! Vierteljährl. 6 Hefte mit Bildern und Noten 3 Mk. Verlag von
Georg D. W. Callwey, München

PIANINOS von M. 350.— an

HARMONIUMS von M. 80.— an

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Reiche Auswahl schöner Modelle. Freie Probelieferung. Pianos u. Harm. zu vermieten.
Gr. illustr. Katalog gratis-franco
Wilh. Rudolph, Giessen, M. 6.

Soeben erschien:

Antiquariats-Katalog XXXV

Theologie und Verwandtes
mit Anhang: Unterhaltungs-Litteratur
Hugo Rothers Buchh. (Martin Warneck)
Berlin W. 9, Linkstrasse 4

Privat-Mädchenschule

In einer größeren Stadt Mitteldeutschlands ist eine **höhere Privat-Mädchenschule** mit vollständigem Schulinventar zum 1. Oktober abzugeben. Anfragen durch den Verlag.

Soeben sind erschienen:

Die gebildete Frau und die neue Zeit. Eine Gabe an die deutschen Frauen von **Elsbeth v. d. Decken.** 2. neubearb. Auflage. Fein kart. Mk. 1.25.

„Eins der besten und wertvollsten Erzeugnisse der Frauenlitteratur" rühmte „Die Zeit" von der 1897 erschienenen 1. Auflage.

Die Kunst des kirchlichen Vortrags. Eine Anregung und Anleitung von **Alb. Hahn.** Preis Mk. 2.—, geb. Mk. 2.50.

Eine erschöpfende und anregende Behandlung des Gegenstandes bei strenger Beschränkung auf den kirchlichen Vortrag.

Religionsbuch für evang. Lehrerseminare. Von Lic. **R. Kabisch.** 2. Teil. Das neue Testament. Preis Mk. 2.30, geb. Mk. 2.75.

Auf Grund der mit dem 1. Teil gemachten Erfahrungen ist auch dieser 2. Teil sofort bei Erscheinen an zahlreichen Seminaren eingeführt. Das Buch verwertet die gesicherten Ergebnisse der neueren Theologie mit pädagogischem Takte.

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Biete an

in **completen** und **gut erhaltenen** antiquar. Exemplaren:

Bibliothek der Kirchenväter. Complet in 80 Bänden Gleichmässig gebdn. Statt Mk. 231.60 nur 100.—
Brockhaus, Lexikon. 14. revid. Ausg. 17 Bde. Eleg. Hfz. Statt Mk. 170.— nur 80.—
Herzog, Realencyclopädie. 2. Aufl. 18 Bde. Hlbfrz. Statt Mk. 216.— nur 70.—
— do. 3. neueste Aufl. Bd. I—IX. Soweit erschienen. Orig.-Hlbfrz. Statt Mk. 108.— nur 80.—
Meusel, Kirchl. Handlexikon. Bd. I—VI. Orig.-Hlbfrz. Statt Mk. 73.50 nur 55.—
Vilmar, Collegium biblicum. Prakt. Erklärung d. A. u. N. Test. 6 Thle. 1879—83. Geb. Statt Mk. 38.— nur 25.—
Schwarz, C., Predigten aus der Gegenwart. 8 Sammlungen. Gebdn. Statt Mk. 48.— nur 24.—
Hofmann, J. Chr. K. v., Bibelwerk. Bd. XI: Bibl. Theologie d. Neuen Test., v. Volck hrsg. 1886. Vergriffen 5.50
Renan, Geschichte des Volkes Israel. Uebersetzung von Schaelsky. 5 Bde. 1894. Eleg. Orighfz. Statt Mk. 42.50 nur 26.—
Warneck, Abriss e. Geschichte d. protestant. Missionen. 6. Aufl. 1900. br. Statt Mk. 5.— nur 3.25

Alfred Lorentz,
Leipzig, Kurprinzstr. 10 **Specialgeschäft für Theologie**

Probenummern

der **Christlichen Welt** jederzeit unentgeltlich vom

Verlag

Chronik der Christlichen Welt

10. Jahrgang. Vierteljährlich 1,50 Mk. Postnummer 1541
Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Nr. 16. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Freikirchliche Strömung innerhalb des kirchlichen Liberalismus — Römische Kirche: Vermischte Nachrichten (Verurteilung des liberalen Katholizismus; Ueber die Gültigkeit der anglikanischen Weihen; Akten des 5. kathol. Gelehrtenkongresses; Aus den Anal. Eccles.; Beschönigungsversuch des Fuldaer Hirtenbriefs; Umtaufe; Absetzung eines katholischen Pfarrers; Austritt des Abbé Renard aus dem Jesuitenorden) — Verschiedenes: Rechtfertigung und Beurteilung des Bannes über Tolstoi; Vermischte Nachrichten (Warnung vor dem Ev. Diakonieverein; Ueber die neue sächsische Synodalgruppe; Berichtigung)

Nr. 17. Deutsche Evangelische Landeskirchen: Die Verlegung des Hessischen Totenfestes; Christus arm aber vornehm — Verschiedenes: Ueber die Relegierung von sieben nicht magyarischen Theologen in Eperjes; Vermischte Nachrichten (Der Fall Schneider in Nassau; Programm der „Frauenhülfe"; Erzherzog Franz Ferdinand und der katholische Schulverein; Die Deutschen Stimmen über das französische Protektorat im Orient; Versammlungen) — Personalien

---

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospekt frei.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg